

Baltische Monatschrift.

Herausgegeben

von

Arnold v. Fidebühl

unter Mitwirkung von Dr. A. Bergengrün, Baron G. v. d. Brüggen, Prof. Dr. C. Dehio, S. Diederichs, Prof. Dr. J. Engelmann, Prof. Dr. C. Erdmann, G. v. Glafenapp, Dr. G. v. Hottbeck, A. Tobien u. A.

Inhalt:

- Der Ursprung des altlivländischen Landtages.
Von Axel von Gernet 277
- Die Eingeborenen Alt-Livlands im 13. Jahrhundert.
(Fortsetzung.) Von Staf von Transehe 289
- Politische Korrespondenz. Von K. v. d. B. 316
- Beilage:** Um ein Stückchen Sammt. Littauische Erzählung von
Herbert Rivulet (Baronin Gabriele von Schlippenbach).
Kunstbriefe. IX. Von J. Norden.
Litterarische Streiflichter. Von H. D.
Die Vier-Kleur von Transvaal. Nationalhymne
der Buren. Uebersetzt von Guido Eckardt.

Abonnements werden von allen Buchhandlungen und von der Expedition der
„Balt. Mon.“ (Riga, Moskauer Str. 124) entgegengenommen.

Preis jährlich 8 Rbl., über die Post 9 Rbl.

Reval.
Franz Kluge.
1896.





Der Ursprung des altlivländischen Landtages.

Unser mittelalterlicher Landtag ist das Zentralorgan des livländischen Bundesstaates und derjenige Faktor im politischen Leben der Kolonie, in welchem das staatliche Band, das die livländischen Territorien umschloß, in erster Linie zum Ausdruck kam. Unter diesem Gesichtspunkte ist die Geschichte des altlivländischen Landtages zu behandeln. Der livländische Bundesstaat und der livländische Landtag bedingen sich gegenseitig, der eine ist ohne den anderen undenkbar.

Eine umfassende Geschichte des livländischen Landtages wird erst dann geschrieben werden können, wenn die Rezeßse und Akten desselben veröffentlicht sein werden. Das reiche Material aber, das bereits im Livländischen Urkundenbuche niedergelegt ist, ermöglicht sehr wohl schon jetzt eine Untersuchung über den Ursprung dieses Institutes, in dem das politische und das Rechtsleben der Kolonie einen Mittelpunkt gefunden haben.

Die livländischen Stifter waren in völliger Unabhängigkeit von einander begründet worden und auch der Deutsche Orden errang eine solche im ersten Danziger Frieden von 1366. Doch das Gefühl der Solidarität knüpfte schon früh ein natürliches Band zwischen den einzelnen Territorien, das wohl nie so prägnant zum Ausdruck gekommen ist, als in dem ältesten erhaltenen Bündnisvertrage der livländischen Landesherren; in der Urkunde

vom 1. Oktober 1243 heißt es: „Quum omne regnum in se divisum desolabitur et frater, qui adjuvatur a fratre, sit quasi civitas firma, videtur expedire, ut nos, quos una causa eademque voluntas immediate sub uno capite, domino papa, ad excolendam Domini vineam in gentibus adunavit, nobis vicissim feramus consilium et auxilium opportunum.“¹⁾ Ein dauernder Verband ist erst im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts begründet worden und da ist es bezeichnend, daß der Ursprung des Landtages und die Anfänge des Bundesstaates zeitlich zusammenfallen.

Der Landtag, wie er sich im mittelalterlichen Livland ausgebildet hat, ist eine in der Verfassung begründete und im Prinzip an eine gewisse Regelmäßigkeit gebundene Versammlung der Vertretungen sämmtlicher Territorien des Landes, auf welcher die Fragen von allgemeinem Interesse berathen und auf dem Wege des Vertrages Beschlüsse gefaßt werden, die für alle betheiligten Staatswesen in gleicher Weise verbindlich sind. Damit ist nun aber auch schon die Grundlage gegeben, auf welcher der Bundesstaat ruht; in der Existenz des Landtages liegt der Begriff des Bundesstaates begründet, insofern er das politische und das Rechtsleben der einzelnen Territorien bis zu einem gewissen Grade mit einander verknüpft und die Staatsgewalt innerhalb derselben zu Gunsten des Gesamtwillens beschränkt.

Zusammenkünfte der livländischen Landesherren lassen sich natürlich seit ältester Zeit nachweisen, völkerrechtliche Verträge sind häufig zwischen ihnen abgeschlossen worden, der Ursprung des Landtages aber und damit auch der Ursprung des livländischen Bundesstaates geht auf eine Tagsatzung zurück, die im Januar 1422 von den livländischen Landesherren in Valk veranstaltet wurde.

Alle jene zahlreichen Zusammenkünfte der livländischen Landesherren im 13. und 14. Jahrhundert, über die sich in unseren Quellen Nachrichten erhalten haben, waren durch vorübergehende Bedürfnisse veranlaßt worden; weder waren sie in der Verfassung begründet, noch zeigen sie die geringste Spur einer Regelmäßigkeit — sie waren keine Landtage im eigentlichen Sinne.

¹⁾ Livl. Urkundenbuch 6, 2725.

Die erste Tagsatzung, auf welcher nachweislich Beschlüsse gefaßt wurden, die in das Rechtsleben der Kolonie in ihrer Gesamtheit eingriffen, fand im Jahre 1374 statt.

Das dreizehnte Jahrhundert ist in Livland das Zeitalter der Eroberung, mit dem vierzehnten beginnt der politische und wirthschaftliche Aufschwung der Kolonie. Während im dreizehnten Jahrhundert das Deutschthum alle Kräfte daran setzen muß, um Fuß zu fassen im fremden Lande und die Grundlage zu legen zu einem gedeihlichen Wirthschaftsleben, fällt das vierzehnte Jahrhundert schon unter den Gesichtspunkt eines inneren Ausbauens, einer organischen Entwicklung der im Zeitalter der Eroberungen gelegten Grundlage. Die Zahl der Verührungspunkte zwischen den einzelnen Interessengruppen ist in stetem Steigen begriffen und bald gilt es die Grenzen des Rechtszustandes zwischen ihnen dauernd zu fixiren und dem Rechts- und Wirthschaftsleben der Kolonie eine der Interessensolidarität entsprechende Richtung zu geben. Die erste Frage, die hier die livländischen Landesherren nachweislich beschäftigt hat, ist die Münzfrage gewesen.

Die Verschlechterung der Münze in Livland, die seit der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts nachweisbar ist, mußte in ungünstigster Weise auf das Wirthschaftsleben des Landes einwirken; eine Aufbesserung der Münze that schon sehr früh dringend noth. Am 30. Juni 1374 versammelten sich zu Dorpat die Vollmächtigen des Ordens und des Bischofs von Dorpat, der erzbischofliche Generalvikar in Vertretung des an der Kurie weilenden Erzbischofs sowie die Sendeboten der Städte Riga, Dorpat, Reval, Wenden, Wellin und Wolmar zu einer Tagsatzung und verboten „van al des landes wegen Liflande und Estlande“ unter Androhung strenger Strafen die Einfuhr schlechter Münzen und die Zirkulation solcher Münzsorten, die im Lande nicht „genge und geve“ wären. Die Bischöfe von Desel, Kurland und Reval waren nicht vertreten, dagegen aber waren die Städte, die an einer Ordnung des Münzwesens besonders interessirt waren, herangezogen worden, die Gebiete der genannten drei Bischöfe spielten im Wirthschaftsleben der Kolonie noch eine so untergeordnete Rolle, daß in Dorpat sehr wohl auch ohne Heranziehung derselben Beschlüsse gefaßt werden konnten, die für das ganze Land verbindlich werden sollten. Der Nezeß

dieser Tagsatzung, die noch nicht als Landtag im eigentlichen Sinne aufzufassen ist, hat sich im Revaler Stadtarchiv erhalten ¹⁾.

Die inneren Unruhen, die um die Wende des vierzehnten Jahrhunderts in Livland herrschten, scheinen weitere Versammlungen der livländischen Landesherrn behufs Berathung und Beschlußfassung über allgemeine Landesinteressen unmöglich gemacht zu haben. Erst die Gefahren, die nach der Schlacht bei Tannenberg dem Lande drohten, haben die unter einander zerfallenen Fürsten wieder zusammengeführt und eine segensreiche Reformperiode veranlaßt; und wieder ist es hier die Münzfrage, die im Vordergrund des allgemeinen Interesses steht.

Im Mai 1415 erfahren wir, daß bis auf Weiteres die Prägung der sog. Artige und Lübischen verboten worden war; obgleich auch aus dem Schreiben des Ordensmeisters an den Revaler Rath, dem wir diese Nachricht entnehmen, nur hervorgeht, daß ersterer und der Bischof von Dorpat für ihre Territorien eine diesbezügliche Verpflichtung übernommen ²⁾, so können wir doch nicht daran zweifeln, daß hier eine für das ganze Land verbindliche Maßregel in's Leben gerufen war: Denn außer Reval und Dorpat besaß nur noch Riga einen Münzhammer, das Erzstift aber befand sich seit 1394 in Abhängigkeit vom Orden, wird ihm also wohl schwerlich in der Münzfrage entgegengewirkt haben; zu dem hatten so radikale Maßregeln, wie die Einstellung der Prägung überhaupt nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn sie für die ganze Kolonie verbindlich waren.

Auf Reminiscere 1416 hatte der Ordensmeister mit den Prälaten des Landes einen „fruntlichen tag“ vereinbart, der zu Walk „u m m e d e s b e s t e n u n d g e m e i n e n n u ß d i s s e s l a n d e s z u b e t r a c h t e n“ stattfinden sollte ³⁾. Hier war ausdrücklich die Betheiligung der Bischöfe von Dorpat, Desel und Kurland in Aussicht genommen, doch wird eine Vertretung des abwesenden Erzbischofs jedenfalls nicht gefehlt haben. Mit diesem „Tage“ ist wahrscheinlich eine Versammlung identisch,

¹⁾ Livl. Urkundenbuch, 3, 1006.

²⁾ U. B. 5, 2004 vgl. 2015.

³⁾ U. B. 5, 2051 2192, letztere Urkunde, die dem Jahre 1416 angehört, ist im Urkundenbuche falsch (1418) datirt.

die vor dem 5. Juni 1416 zu Langenbruggen am kleinen Embach stattgefunden hat und auf welcher Bestimmungen über die Prägung der sog. Lübischen getroffen wurden¹⁾).

Auf den 12. Februar 1419 war in Walk ein „Tag“ der Landesherrn anberaumt; in Aussicht genommen war die Betheiligung des Ordensmeisters, des Erzbischofs und der Bischöfe von Dorpat und Desel. Ob diese Tagfahrt zu Stande gekommen ist und was auf ihr verhandelt wurde, wissen wir nicht. Doch da eine Heranziehung der drei großen Städte Riga, Dorpat und Reval erwartet wurde, so ist es anzunehmen, daß auch diese Versammlung der Münzfrage gewidmet war¹⁾).

Am 1. August 1419 sollte eine durch litauische Beziehungen veranlaßte Versammlung des Erzbischofs und der Bischöfe von Dorpat und Desel in Walk und zu Reminiscere des folgenden Jahres (3. März) eine Tagfahrt wegen Aufbesserung der Münze gleichfalls in Walk stattfinden, an welcher letzteren Versammlung sich der Meister, der Erzbischof und der Bischof von Dorpat betheiligen wollten¹⁾); die Bischöfe von Desel, Kurland und Reval kamen nicht in Betracht, da sie keine Münzhämmer besaßen. Ueber das Zustandekommen dieser beiden Tage wissen wir nichts.

Am 8. Juni 1420 kamen die Vollmächtigen des Ordensmeisters und des Bischofs von Dorpat beim Erzbischof in Lemsal zusammen und trafen hier eine für das ganze Land verbindliche Bestimmung: unter Androhung der strengsten Strafen wird geboten, überall im Lande von St. Johannis ab die Münzprägung auf zwei Jahre zu sistiren¹⁾). Diesem Beschlusse lag wohl die Absicht zu Grunde, Zeit zu gewinnen, um durch ein möglichst vollkommenes, allen Theilen gerecht werdendes Regulativ der Verschlechterung der Münze, die die wirthschaftliche Entwicklung des Landes zu hemmen drohte, ein Ende machen zu können. Und wirklich sollte eine für den Februar (Mittfasten) 1421 in Aussicht genommene Tagfahrt

¹⁾ U. B. 5, 2070.

¹⁾ U. B. 5, 2298.

¹⁾ U. B. 5, 2326 2452.

¹⁾ U. B. 5, 2478 bis 2480.

in Walf sich mit der Verbesserung der Münze beschäftigen¹⁾. Ob sie zu Stande gekommen ist, wissen wir nicht.

Die Versammlung der Landesherrn, die zu Ende Januar 1422 in Walf stattfand, hat nicht nur Beschlüsse in der Münzfrage gefaßt, sondern sich auch mit Mißständen anderer Art befaßt; ein Mezeß, der vom 28. Januar datirt ist und sich im schwedischen Reichsarchiv erhalten hat, trifft Bestimmungen, die die Kirchlichkeit und Sittlichkeit der Eingeborenen heben sollten, und verbietet dem Landesfeinde Pferde und Waffen zu verkaufen; über die Beschlüsse hinsichtlich der Münze ist ein zweiter Mezeß aufgesetzt worden, der sich aber nicht erhalten hat. An der Tagfahrt beteiligten sich der Erzbischof für sein Stift und in Vollmacht der Bischöfe von Desel und Kurland, der Bischof von Dorpat für sein Stift und in Vollmacht des Bischofs von Reval und der Ordensmeister für seinen Orden und gleichfalls in Vollmacht des Bischofs von Desel. Das ganze Land ist vertreten, die Mezeße schaffen Normen, die für das ganze Land verbindlich sind²⁾.

Der Mezeß vom 28. Januar 1422 hat den livländischen Landtag geschaffen und damit die Grundlage gelegt zum livländischen Bundesstaat. In den Mezeß ist der folgende Beschluß aufgenommen worden: um größerer Einigkeit willen gedenken Erzbischof, Bischöfe und Ordensmeister jährlich einmal zusammenzukommen an Ort und Stunde, welche der Erzbischof bestimmen soll; „in welcher tosampdekominge men overspreken, handelen, nach vormöge schicken und richtigen fall alsodane brofelicheit geystliker und wertliker achte, de dessem lande schedelich edir unbequeme syn mochten, und de to schickende nnd to makende, als man denn tor kennende würde dessem lande notürftig und nutte to synde.“ Dieser Beschluß hat in die Verfassung der livländischen Staatswesen ein neues Institut eingefügt, er hat die Tagfahrten der

¹⁾ U. B. 5, 2518.

²⁾ C. Schirren. Verzeichniß livländischer Geschichtsquellen in schwedischen Archiven und Bibliotheken, pag. 14 Nr. 125. (fälschlich von Schirren in das Jahr 1442 gesetzt) und U. B. 5, 2582.

Landesherrn, die bisher von Zufälligkeiten und vom guten Willen der Betheiligten abhängig gewesen waren, stabilirt und in ihnen ein Organ geschaffen, in dem das politische und das Rechtsleben der Kolonie in ihrem ganzen Umfange einen Mittelpunkt fand. Damit ist der Landtag, wie er sich uns in der Folge darstellt, geschaffen, eine in der Verfassung begründete und im Prinzip an eine gewisse Regelmäßigkeit gebundene Versammlung der Vertreter der einzelnen Territorien, deren Beschlüsse für die Kolonie in ihrem ganzen Umfange verbindlich sind.

Der Nezeß macht es den Landesherrn, wenn dieses auch nicht ausdrücklich ausgesprochen wird, zur Pflicht, sich an der vom Erzbischof ausgeschriebenen Tagfahrt zu betheiligen. Es wird eine alljährliche Veranstaltung des Landtages geplant und wenn die Zeitverhältnisse eine Einhaltung dieser Bestimmung auch oft unmöglich gemacht haben, so war doch im Prinzip eine Regelmäßigkeit gegeben und damit der verfassungsmäßige Charakter des Landtages zu prägnantem Ausdruck gebracht. Der Berathung und Beschlußfassung auf dem Landtage sollen „alsodane brokelleheit geystliker und wertliker achte, de dessem lande schedelich edir unbequeme syn mochten“, unterliegen, also nicht nur Fragen der Gesetzgebung, sondern auch vorübergehende Streitigkeiten zwischen den Kontrahenten, ja, die innere und auswärtige Politik in ihrem ganzen Umfange. Der Landtag wurde nicht nur eine berathende, sondern auch eine beschließende Institution; das ergibt sich aus den Worten „nach vormöge schicken und richtigen.“ Obwohl nun hier, wie überhaupt im Mittelalter an eine Unterordnung der Minderheit unter den Willen der Mehrheit nicht zu denken ist und mithin die Beschlüsse des Landtags, wie diejenigen der früheren Tagfahrten, nur als Kompromisse zwischen den Betheiligten anzusehen sind, so hat doch erst die prinzipielle Unterordnung der Kolonie in ihrem ganzen Umfange unter die Beschlüsse des Landtags diesem in der Verfassung des Landes denjenigen Platz eingeräumt, den er in der Folge eingenommen hat. Die übliche Bezeichnung für diese in der Verfassung begründeten Tagfahrten ist Landtag, Landestag oder gemeiner Landestag, seltener gemeine Tagesleistung oder gemeiner Tag.

Insofern nun der Landtag zu einem in der Verfassung begründeten Institut erhoben wurde, das die verschiedenen Theile der Kolonie dauernd zusammenfaßte und seine Wirksamkeit über das politische wie über das Rechtsleben der einzelnen Territorien in gleicher Weise ausdehnte, ist an jenem denkwürdigen 28. Januar 1422 auch der livländische Bundesstaat konstituiert worden. Wohl war das Band ein lockeres, doch hier kommt es auf das Prinzip an. Erst der fortschreitende innere Ausbau der Konföderation befestigte das Band, das die Kolonie fortan umschloß, und nur allmählich prägte sich in greifbarer Gestalt der Charakter des Bundesstaates aus.

Haben wir somit den Zeitpunkt fixiren können, in welchem der livländische Landtag und mit ihm der Bundesstaat entstanden sind, so liegt es uns jetzt noch ob, die Entwicklung zu verfolgen, in der die Grundlagen zur inneren Gestaltung dieser Schöpfungen gelegt worden sind. Zu dem Zweck müssen wir die Geschichte des Landtages in den nächsten vierzehn, auf den epochemachenden Tag von Valk folgenden Jahren betrachten.

Aus einem Memorial, welches die Landstände bei der Unterwerfung unter Polen im Jahre 1562 dem Bevollmächtigten des Königs, dem Fürsten Radziwil überreichten, ersehen wir, daß sich der Landtag bei den Deliberationen nicht nach Territorien, sondern nach Ständen in vier Kammern oder Kollegien theilte, in deren jedem die gesammten gleich benannten Landstände aller Territorien gleichsam einen vereinten Stand bildeten; den ersten Stand, auch Kurie genannt, bildete der Erzbischof nebst den Bischöfen von Dorpat, Desel, Kurland und Reval, dann folgte der Ordensmeister mit seinen Gebietigern und Rittern, den dritten Stand bildete der Adel des gesammten Livlands, mit dem die fürstlichen Räte sich vereinigten, den vierten und letzten Stand aber die Städte Riga, Dorpat, Reval, Pernau, Wenden, Wolmar, Narwa, Fellin und Kokenhusen, mit denen zusammen auch die Schloßhauptleute stimmten¹⁾.

Dieses Vierkurien-system geht in seinen Anfängen in die älteste Periode des livländischen Landtages zurück; sie beruht

¹⁾ Vgl. Prof. Dr. D. Schmidt. Rechtsgeschichte Liv-, Est- u. Kurlands; hsq. von Dr. G. v. Rottbeck. S. 181/109 f.

auf der Heranziehung der Landstände als gleichberechtigter Faktoren, wie sie bereits in der Landeseinigung, die am 4. Oktober 1435 in Walk abgeschlossen wurde, rechtlich fixirt worden ist.

Der Ursprung der landständischen Verfassung ist in die erste Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zurückzuführen und knüpft gerade an die Geschichte des Landtages an. In der Verfassung war nur eine Beeinflussung des Landesherrn durch das Dom- resp. Ordenskapitel begründet. Nun hatte aber eine Entwicklung zweier Jahrhunderte die zu Korporationen sich zusammenschließenden Vasallenschaften des Erzstifts, der Bisthümer Dorpat und Desel und der Lande Harrien und Wirland, sowie die dem Hansabunde angehörigen Städte Riga, Dorpat und Reval zu einer so mächtigen Position erhoben, daß ihnen auf die Dauer eine Betheiligung am Regiment nicht versagt werden konnte, zumal sie den der livländischen Heimath nicht entsprossenen Landesherren gegenüber als die natürlichen Vertreter der Landesinteressen gelten mußten.

In den Urkunden und Briefen, die auf die ersten Tagfahrten des fünfzehnten Jahrhunderts Bezug haben, erscheinen die Landesherren noch als unbeschränkte Vertreter ihrer Territorien. Doch schon die Materie, die diese Tagfahrten beschäftigte, veranlaßte eine Heranziehung der Städte: die Aufbesserung der Valuta war nur durch Konzessionen seitens der großen im Besitze von Münzhämmern befindlichen Städte möglich. Es ist bekannt, daß zur Tagfahrt im Februar 1419 der Rath von Riga und zum März 1420, zum Februar 1421 und zum Januar 1422 der Rath von Reval geladen war, und es scheint, daß 1419 und 1420 auch die Magistrate von Reval und Dorpat von ihren Landesherren Aufforderungen erhalten haben; 1419 waren auch Vertreter der Harriſch-Wirischen und der Dörptſchen Ritterschaft und des Dörptſchen Domkapitels anwesend¹⁾. Wie weit diese Stände die von den Landesherren gefaßten Beschlüsse beeinflusst haben, wissen wir nicht.

Ein Einfluß der Stände zeigt sich erst im Rezeß des in Wenden veranstalteten zweiten Landtages. Diese Urkunde ist vom 27. August 1422 datirt und trifft Bestimmungen über

1) U. B. 5, 2298· 2297· 2452· 2454· 2518· 2572·

die Münzprägung. Es rezessiren hier der Erzbischof, der Ordensmeister nebst einer Anzahl Gebietiger, auch in Vollmacht der Bischöfe von Desel, Kurland und Neval, sowie eine Vertretung des Bischofs von Dorpat „noch rade und volbort und willen allen unsen underfaten, als capittelle, rittere und knechte und der stede in Lifflande, der wi alle ere vullmechtigen boden bi uns gehat haben“¹⁾. Zum Landtage vom Januar 1424, dessen Nezeß sich nicht erhalten hat, waren auch die Domcapitel von Riga, Dorpat und Desel, sämtliche Ritterschaften, sowie Bürgermeister und Rathmannen in Walk versammelt²⁾. Der Nezeß vom 25. Oktober 1424 ist von den Landesherrn, beziehungsweise von ihren Vertretern „für sich und in Vollmacht ihrer Untersassen“ ausgestellt³⁾; ein Artikel dieses Nezeßes lautet: „Und wes desulven desjes landes herrn denne na rade und gutdunkende erer getruwen eyndrechtlichen ordenerende und schickende wurden..., dat men sich denne furbat darna richte.“ Demgemäß sind auch die Beschlüsse des Landtages von 1426, die am 18. Januar rezessirt wurden, von den Landesherrn „nach rade unde volbort unser rede unde ghetruwen desjes landes“ gefaßt⁴⁾. Somit sind die Landesherrn vom Augustlandtage des Jahres 1422 ab in ihren Beschlüssen vom Rath und Volbort ihrer Stände abhängig, während die Nezeße nach wie vor nur von ihnen unterfiegelt werden.

Einen gewissen Abschluß hat diese Entwicklung in der Landeseinigung gefunden, die am 4. Dezember 1435 auf einem Landtage in Walk abgeschlossen wurde und in der die Grundlagen zum inneren Ausbau des Landtages und des Bundesstaates gelegt worden sind⁵⁾.

- Die Landeseinigung von Walk bewegt sich vollkommen in dem Rahmen, der dem Verfassungsleben der Kolonie

1) U. B. 5, 2632.

2) U. B. 7, 70.

3) U. B. 7, 206.

4) U. B. 7, 400.

5) U. B. 8, 1020.

durch die Begründung des Landtages gegeben war, und ist lediglich als eine Phase im Ausbau des Bundesstaates anzusehen. Es entsprach vollkommen den Aufgaben, die dem Landtage bei seiner Gründung 1422 zugewiesen worden, wenn hier in Walf die auf dem Landtage vertretenen Faktoren sich gegenseitig ihren Rechtszustand garantirten und die Bestimmung trafen, daß fortan alle Streitigkeiten unter ihnen, bevor die Parten den Rechtsweg einschlugen, einer aus den unbetheiligten Gliedern des Landtages bestehenden Austrägalinstanz vorzulegen seien, daß fernerhin mit vereinten Kräften alle „Selbstgewalt“ unterdrückt und feindliche Einfälle abgewehrt werden sollten und daß schließlich Angriffsriege nicht ohne Rath und Wolbort der Konföderation unternommen werden dürften, wollte die kriegführende Partei sich aufs Land stützen.

Die eigenartige Form, in der diese Beschlüsse ins Leben traten, — eine auf sechs Jahre abgeschlossene Landeseinigung — erklärt sich einerseits daraus, daß die Existenz des Bundesstaates den Zeitgenossen noch nicht zu klarem Bewußtsein gekommen war, andererseits aber daraus, daß die kontrahirenden Parteien bei den unsicheren politischen Verhältnissen im Lande daran zweifeln mußten, daß Beschlüsse, wie die hier auf dem Landtage gefaßten, von längerer Dauer sein könnten. Schon 1425, drei Jahre nach dem Landtage, der den Bundesstaat geschaffen, stand der Abschluß einer Landeseinigung in Aussicht, ebenso im Sommer 1429¹⁾; in der Folge sind wiederholt Landeseinigungen abgeschlossen worden, die sich in der Form an diejenige vom 4. März 1435 anlehnten.

Seit dem Landtage vom August 1422 erscheinen die Landesherren in ihren Beschlüssen von dem Rath und Wolbort ihrer Stände abhängig, in der Urkunde vom 4. Dezember 1435 rücken die Stände den Landesherren als gleichberechtigte Kontrahenten zur Seite. Schon eine zeitlich nicht mehr zu bestimmende, den Jahren 1413 bis 1433 angehörende Einigung der Dorpater Stiftsstände beruhte auf einem Vertrage zwischen dem Landesherrn und seinen Ständen²⁾. In Walf ist ein Vertrag

¹⁾ U. B. 7, 316 8, 65.

²⁾ U. B. 8, 750.

zwischen Landesherren und Ständen des ganzen Landes abgeschlossen worden. In der Urkunde vom 4. Dezember 1435 erscheinen die Kontrahenten in folgender Reihenfolge: der Erzbischof, die Bischöfe von Dorpat, Desel, Kurland und Neval, Präpste, Dekane und Domkapitel der genannten Stifter, der Ordensmeister mit einer Reihe von Gebietigern, die Vollmächtigen der Ritterschaften des Erzstifts, der Bisthümer Dorpat und Desel und der Lande Harrien und Wirland, sowie Bürgermeister und Rath der Städte Riga, Dorpat und Neval. Die Urkunde ist von sämtlichen Kontrahenten besiegelt worden.

Deutlich unterscheiden wir hier fünf Gruppen: die Prälaten des Landes, ihre Domkapitel, den Orden, die Ritterschaften und die drei Städte. Wenn wir nun von diesen fünf Gruppen die Domkapitel streichen, deren politischer Einfluß im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts ganz auf die Stiftsräthe überging, so haben wir hier die Gruppierung, wie sie sich für den Ausgang der angestammten Periode aus dem 1562 dem Fürsten Radziwil von den Ständen überreichten Memorial ergibt. Somit ist, wenn wir von einigen Modifikationen absehen, schon auf dem Landtage vom Jahre 1435 die Grundlage zum Vierkurien-system gelegt worden, das für den altlivländischen Landtag charakteristisch ist und Analogien zur Organisation des deutschen Reichstages bietet.

A. v. Gernet.





Die Eingeborenen Alt-Livlands im 13. Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

In jedem Gebiete befand sich nämlich eine Anzahl befestigter Plätze, Burgen, welche den Umwohnern als Zufluchtsort in Zeiten der Gefahr dienten.

Solche Burgen, welche Heinrich von Lettland *castra* nennt, und die im früheren Latein auch als *civitates* bezeichnet werden, finden sich in großer Zahl über ganz Mittel- und Ost-Europa zerstreut, besonders auf dem Siedelungsboden der Westslaven¹⁾.

Diese sog. Heiden- oder Bauerburgen waren im alten Livland an möglichst unwegsamen Orten angelegt, so daß die Natur die Vertheidigung derselben erleichterte. Natürliche Bodenerhebungen, Bergkuppen oder Landzungen an einem See oder einer Flußbiegung wurden ausgesucht und dann künstlich befestigt. Nicht selten lagen die Burgen auf Morastinseln, wie sie häufig hierzulande vorkommen, und nur eine schmale künstliche Straße aus Eichen-

¹⁾ Litteratur über Burgwälle, vgl. P. Jordan, „Beiträge zur Geographie und Statistik des Gow. Ostland.“ Anhang „Ueber die Bauerburgen.“ Reval, 1889. S. 84, Anm. *Civitates* in der St. Emmeraner Urkunde (zw. 866 u. 890). Vgl. Meitzen, Siedelung 2c. II. S. 233 ff. Nimbert, „Vita Ansharii“ Kap. 30 braucht *civitas* und *urbs* promiscue. Seine 5 *civitates* der Cori werden wohl auch Burgen gewesen sein.

stämmen, eine Art Knüppelbrücke, dazwischen auch ein gepflasterter Damm führte dahin¹⁾.

Die Burgen scheinen alle nach demselben Principe angelegt worden zu sein; die Unterschiede erklären sich durch die Verschiedenheit der topographischen Verhältnisse und des Baumaterials, sowie durch Größe und Stärke. Ein meist runder oder ovaler Wall²⁾ aus Erde und Steinen mit sehr breiter Basis, nach oben schmaler werdend, wurde zunächst mit Benutzung natürlicher Bodenerhebungen am gewählten Orte aufgeführt und zwar so, daß der Boden des Innenraumes höher als die äußere Umgebung war. Die Umwallung hatte meist zwei Zugänge oder Thore, zu welchen schmale Auffahrten hinaufführten. Oben auf dem Walle befand sich eine starke Brustwehr aus Palissaden, seltener aus Steinen, welche letztere, je nach ihrem Material durch Erde oder Moos verbunden, in Art eines Cyclophenbaues aufeinandergeschichtet waren³⁾. In den stärkeren Burgen scheint innerhalb dieser Brustwehr noch eine zweite gewesen zu sein, jedenfalls wieder ein starker Palissadenzaun⁴⁾. Das Innere der Burg, in welcher sich stets ein Brunnen oder eine Quelle befanden⁵⁾, war durch hölzerne Gebäude eingenommen, in denen Menschen und Vieh während der Winterkälte Unterkunft fanden und der nöthige Proviant aufbewahrt wurde.⁶⁾

¹⁾ 1821 fand man bei Neu-Karrishof (Kreis Pernau) eine über 1800 Fuß lange Knüppelbrücke aus schwarz gewordenen Eichenklößen von 6,5 F. Länge und 1,5 F. Dicke. Vgl. A. v. Löwis, „Ueber die ehemalige Verbreitung der Eichen in Liv- und Ehstland.“ Dorpat, 1824. S. 254 f. Bei Warbola (Harrien) und Wattel (Wiek) fanden sich gepflasterte Wege. Vgl. Jordan, Bauerburgen. S. 92.

²⁾ Eine 1895 untersuchte Heidenburg bei Neuhof (Kirchsp. Kremon) hat die Form eines Kreissektors und einen Vorwall. Vgl. „Düna-Zeitung“ vom 27. Juni 1895. Nr. 142.

³⁾ Ueber Burgenbefestigungen vgl. Heinr. Chron. Lyv. 10, 9 18, 7 23, 8 30, 3 und 4 2c. 2c. auch Reimchronik B. 6834 f., 6865, 6873 f. Vgl. auch Holzmayer, Ostiana I. S. 47.

⁴⁾ Heinr. Chron. Lyv. 15, 1.

⁵⁾ Ebenda 30, 5. Vgl. Holzmayer, Ostiana I. S. 61 (Nr. 4), der in allen Burgen Deseßs Brunnen fand. Desgl. Graf L. A. Mellin in Warbola. Vgl. Supels „Nord. Miscell.“ Bd. 17. S. 740.

⁶⁾ Heinr. Chron. Lyv. 16, 1 30, 4.

Die Größe der Burgen war sehr verschieden; sie hing von den gegebenen topographischen Verhältnissen ab. Meist war sie nicht bedeutend, denn dem Bestreben einen möglichst großen Raum zur Unterbringung der geflüchteten Weiber, Kinder und Heerden zu gewinnen, trat der Umstand entgegen, daß die Befestigungen nicht zu ausgedehnt sein durften, da das die Vertheidigung erschwert hätte¹⁾.

Daher finden wir bei mehreren Burgen eine Art Vorburg, welche, im Schutze der eigentlichen Burg gelegen, mehr oder weniger befestigt war. Die Befestigung derselben bestand meist in einem einfachen Hagen. Abgesehen von solchen Vorburgen, welche durch ihre günstige Lage den Charakter einer zweiten Burg hatten und die deshalb wohl auch sorgfältiger befestigt wurden, waren die meisten derselben nichts weiter wie befestigte Dörfer. Der lateinische Ausdruck für dieselben war suburbium. Heinrich erwähnt ihrer nur bei drei Orten: Holme, Mesothen und Wenden²⁾; doch braucht er an mehreren Stellen den Ausdruck urbs von Plätzen, die er sonst nur mit castrum bezeichnet³⁾, und, da sich bei fast allen diesen Plätzen neben der Burg Vorburgen nachweisen lassen, so ist es möglich, daß er damit die bewohnten suburbia meint. An Städte im eigentlichen Sinne ist nicht zu denken; Heinrichs Bezeichnung für Stadt ist übrigens civitas⁴⁾. Die livländ. Heimchronik nennt die befestigten Dörfer bei einer Heidenburg „Hachelwerk.“ Der Name rührt von dem Hagen her, der sie umgab; er wird von den deutschen Eroberern auf die Flecken übertragen, welche sich im Schutze fast aller ihrer Burgen bildeten und aus denen später die kleineren livländischen Städte hervor-

1) Die Größe einiger Heidenburgen nach ihrem Flächeninhalt ist berechnet worden von Vielenstein. Vgl. dessen „Himberts Apulia.“ Magazin d. Lettisch-Litterär. Gesellschaft. XIX, 3. Mitau, 1894. S. 10 f.

2) „menia suburbana“ 10, 9. Vgl. 23, 8 25, 3.

3) 9, 8 und 11, 5 (Leneworde). 11, 11 (Pfeskele). 30, 4 (Mone). 30, 5 (Walbia).

4) Vgl. Pabst, Heinrich von Lettlands Chronik. S. 52, Anm. Holzmayr, Dsiliana I. S. 64 hält die urbes in Desel für Städte. Vielenstein, Himberts Apulia. S. 9 erklärt die urbes für Hachelwerke.

wuchsen. Noch jetzt wird in den Ostseeprovinzen ein Flecken, der keine Stadtrechte besitzt, Hakelwert genannt¹⁾.

Abgesehen von den Vorburgen, welche nur den Zweck hatten, den fehlenden Flächenraum der eigentlichen Burg zu ergänzen, waren die meisten also befestigte Dörfer am Fuße des Burgberges und natürlich auch in Friedenszeiten bewohnt, während die eigentliche Burg nur in unruhigen Zeiten bezogen wurde²⁾.

Man hat gemeiniglich angenommen, daß die Burgen zugleich Wohnsitze, gewissermaßen die Residenzen, der Ältesten gewesen seien, indem man gewohnte Vorstellungen von mittelalterlichen Verhältnissen anderer Völker auf unsere Eingeborenen übertrug. Zugleich stützte man sich auf Heinrich von Lettland, der die Seniores nicht selten nach den Burgen benannte.

Ich möchte mich aber durchaus dagegen aussprechen. Die Ältesten waren als Heerführer die Kommandanten der in ihren Gebieten belegenen Burgen. Es ist Nichts natürlicher, als daß Heinrich sie daher mit dem Namen der Burg bezeichnet oder umgekehrt eine Burg nach ihnen benennt. Zugleich giebt er aber den Ältesten den Namen ihres Gaues oder sogar der ganzen Landschaft, während er andererseits mehrere Leute als die Ältesten einer und derselben Burg bezeichnet. Es lassen sich dafür zahlreiche Beispiele anführen, so wird der Letzte Talibald nach der Landschaft Tolowa (18, 3), nach seinem Gau Tricatua (15, 7. 17, 2. 19, 3) und schließlich nach der in Tricatua belegenen Burg Beverin (12, 6) benannt³⁾; als Älteste der Letten von Beverin werden aber auch Dote und Paite angeführt (15, 7). Während Heinrich also den Häuptlingen den Namen der Burg ihrer Gebiete giebt, um sie als Befehlshaber der Burgen zu

1) Livl. Heimchronik. B. 9144, 11010 (Doblen). 9576 (Terwetein). 11045 (Kaketen). 11290 (Sydoren). Allgemeiner Gebrauch von „hakelwert,“ ebenda B. 11357 2c. Bei Riga findet sich schon 1210 eine Art Hakelwert. Vgl. Heinr. Chron. Liv. 14, 5. Suburbia und Hakelwerke in späterer Zeit, vgl. W. v. Gutzeit, „Wörterchatz der deutschen Sprache Livlands“ I. 3. Riga, 1877. S. 469 f.

2) Heinr. Chron. Liv. 15, 3 ferner: 12, 6 13, 6 14, 10 16, 3 19, 3 2c.

3) Wenn es noch einen Ort oder eine Burg Tricatua gegeben hat, wie F. v. Keußler, „Zur Geographie Alt-Livlands“ Mittheil. a. d. Livl. Gesch. 16. S. 328 annimmt, so wird der Fall noch komplizierter.

kennzeichnen, bezeichnet er nicht selten den Wohnort derselben als villa, also Dorf oder Hof, ja von dem mächtigen und angesehenen Talibald wird sogar erzählt, daß er nach dem Abzuge der brandschazenden Ehten aus seinem Waldversteck heimgekehrt sei zu den „Bädern“ (ad balnea), womit unzweifelhaft seine gewöhnliche Heimstätte gemeint ist¹).

Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß der Wohnsitz, der Hof des Häuptlings in der Nähe der Burg lag, was ja auch wünschenswerth war, damit er im Falle der Gefahr gleich am Platze sein konnte. Wenn aber die Burg, wie so häufig, mitten in einem Moraste erbaut war, so ist der Gedanke von vornherein abzuweisen, daß der Häuptling, fern von seiner Acker- und Viehwirtschaft, am feuchtesten, heißesten und ungesundesten Orte der Gegend leben sollte. Schließlich ist es nicht unmöglich, daß ein Häuptling seinen Wohnsitz in der Burg selbst aufgeschlagen hatte, falls ihn das in seiner Beschäftigung als „Bauer“ nicht weiter störte.

Wir haben uns also unter den Burgen der Eingeborenen eine Art stehenden besetzten Lagers vorzustellen, das im Allgemeinen unbewohnt war, vielleicht auch durch eine geringfügige Besatzung bewacht wurde²). Der Zweck derselben ist: der Bevölkerung mit ihrer Habe Unterschlupf vor Kriegswettern zu gewähren. Das System der Anlage ist in Folge dessen immer das gleiche: ein durch die Natur möglichst unzugänglicher Ort wird durch Wall und Graben noch mehr besetzt, so daß er der primitiven Belagerungskunst der Eingeborenen widerstehen kann³).

¹) Heinr. Chron. Liv. 19, 3. Ueber die Bedeutung der Badstube für das Haus der Letten und Finnen wird in dem Kapitel über Siedelung ausführlich die Rede sein.

²) Vielleicht ist so Heinr. Chron. Liv. 14, 6 zu verstehen. Vgl. auch Meitzen, Siedelung, II. S. 237.

³) Vgl. P. Jordan, Bauerburgen. Ueber Burgen in Desei: vgl. Dr. F. W. L. v. Luce, Notizen zur topograph. Geschichte der Insel Desei. Mittheil. a. d. livl. Gesch. V. und Holzmayer, Ostiana I. Ueber die Burgen in Livland und Kurland nichts Zusammenfassendes. Kleinere Aufsätze von A. v. Löwis (Mittheil. 1). Hueck (Verhandl. d. Gesl. Ehtn. Gesl. 1). Vielenstein (Zeit. Magazin 14 u. 15) u. Vgl. auch Meitzen, Siedelung, II. S. 237 u. III. S. 121.

In welche Zeit der Bau der Heidenburgen fällt, entgeht unserer Kenntniß. Sie werden nicht viel jünger sein als die Siedelung der Eingeborenen überhaupt.

Die Anlage dieser Burgen zeugt zugleich von niedriger Kultur und großer Energie der Erbauer. Da die Eingeborenen die verbindende Kraft des Mörtels nicht kannten¹⁾, so waren sie genöthigt, ihre Wälle dammartig aus Erde und Steinen mit sehr breiter Basis aufzuführen, was ungeheure Massen an Material und mithin sehr viel Arbeitskräfte erforderte. Man hat für die Burg Warbola in Harrien die Anfuhr der Steine auf über 32,000, für Karmel in Desel gar auf über 60,000 Fuhren angeschlagen²⁾.

Trotz der nicht geringen Anzahl solcher größerer und kleinerer Burgen³⁾ konnten diese dem Bedürfniß nach Schutz nicht immer entsprechen, denn einerseits genügten sie räumlich nicht bei zunehmender Bevölkerung, und andererseits waren die einzelnen Gebiete doch so ausgedehnt, daß die entfernter Lebenden bei plötzlichem Kriegslärm nicht mehr hingelangen konnten. In diesen Fällen boten die mächtigen sumpfigen Urwälder den gewünschten Schutz. Hier müssen die Eingeborenen sichere, nur den Dorfgenossen bekannte Schlupfwinkel gehabt haben, wohin sie ihre Weiber, Kinder und Heerden brachten. Sehr häufig erzählt uns Heinrich von den „Verstecken der Wälder“⁴⁾, in welchen die Eingeborenen Sicherheit fanden, ja in welche sie sogar flüchteten, wenn ihre Burgen ihnen nicht mehr sicher genug erschienen⁵⁾. Da es aber

1) Heinr. Chron. Livv. 1, 6.

2) Warbola nach Mellins Angaben. Nord. Misc. XVII. 32,300 Fuhren. Die Angabe ist aber zu gering. Vgl. Jordan, Bauerburgen. S. 84. Für Karmel hat Holzmayer Ostiana I. S. 62 60,430 Fuhren berechnet. Merkwürdiger Weise wird Karmel in der livl. Heimchronik als Hagen bezeichnet. S. 6196 ff. Ebenso in Valtj. Ruffows livl. Chronik.

3) Die Zahl der Burgen scheint sehr groß gewesen zu sein. Pastor A. Bielenstein und C. v. Löwis sind im Begriffe eine Arbeit über dieselben zusammenzustellen. Vgl. „Neue Dörptsche Zeitung“ 1895, 26. Sept. (Nr. 218). Auf ehstnischem Siedelungsboden allein vermuthet Bielenstein über 90 Burgen.

4) „latibula silvarum“ 10, 14 11, 5 9 13, 4 15, 7 2c. „silvarum latebra“ 9, 8. „tutiora loca nemoris“ 9, 9.

5) 9, 9 10, 10; sogar Ruffen 11, 9.

doch vorkam, daß die raubenden Feinde die Waldverstecke ausspürten, so wurden sie, falls die Zeit dazu reichte, durch Verhaue in Festungen umgewandelt¹⁾. Von den Harriern berichtet uns Heinrich, daß sie sich in unterirdischen Höhlen vor dem Auge der Feinde verbargen (23, 10).

Fanden die einfallenden Feinde die Bevölkerung mit ihrer Habe in den Burgen verschanzt oder in die Wälder geflüchtet, so konnten sie ihren Feldzug als mißlungen betrachten, denn, da es ihnen in erster Linie auf Beute ankam, so hätten sie die Burgen erobern und die Waldverstecke auffuchen müssen, um dazu zu gelangen. Es scheint aber, daß sie sich nur sehr selten daran machten, eine Burg zu belagern, da eine solche in den meisten Fällen für uneinnehmbar galt. Ein erfolgreicher Sturm konnte bei der primitiven Kriegskunst der Indigenen nur nach Verbrennen der hölzernen Theile der Befestigungen versucht werden. Dabei mußte aber schnell operirt werden, da das Belagerungsheer sich in der von Lebensmitteln entblößten Umgebung, zumal bei starker Kälte, nicht lange halten konnte. Außerdem fürchtete man, wie schon oben auseinandergesetzt worden, einen verspäteten Rückzug. Heinrich berichtet nur von einer Belagerung der Lettenburg Beverin durch die Ehsten, die schon nach einem Tage resultatlos aufgehoben wurde (12, 6), ferner von der Belagerung der alten Burg Wenden durch die Ehsten 1210, die schon ernsthafter war. Die Belagerer bauten große Holzgerüste, unter deren Schutz sie die Palissaden der Burg in Brand zu setzen suchten. Erst am vierten Tage zogen sie ab, als sie hörten, daß Entsatz nahe (14, 7). Ähnlich verlief die Belagerung der großen Burg Caupos durch die verbündeten Ehsten 1211. Die Heiden umschlossen von allen Seiten die Burg, begannen die Wälle zu unterminiren und schleppten Holzhaufen zusammen, um die Befestigungen zu verbrennen. Währenddessen wurden einige der tapfersten Krieger in die Umgebung geschickt, um zu fouragiren.

Da die Liven sich rechtzeitig in ihre Burg zurückgezogen hatten, so müssen die Ehsten die Verstecke der Zurückgebliebenen in

¹⁾ Ebenda 15, 7. Vgl. livl. Heimchr. B. 3969 ff. und 7315 ff. Die Verhaue oder Hagen (indago) spielten noch im Ehstenaufstande 1343 eine Rolle.

den Wäldern gefunden haben, denn es gelingt ihnen Gefangene zu machen und Vieh in ihr Lager zu treiben. Die Belagerung verlief jedoch erfolglos, da das deutsche Entsatzheer die Eisten in offener Feldschlacht und auf der Flucht fast gänzlich aufrieb (15, 3).

Die Vertheidigung der Burgen wurde ebenso energisch und kunstlos geführt wie die Belagerung. Die von den Belagerern gebrauchten Schuttdächer werden von oben durch Feuer zerstört, indem Schlitten mit Brandstoff oder Feuerräder darübergestürzt werden. Die anstürmenden Feinde werden mit Steinen und Balken überschüttet, die in Brand gerathenen Palissaden der Brustwehr auseinander gerissen und durch neue ersetzt, die Krieger, welche den Wall erstiegen haben, mit Lanzen hinabgestoßen. Zugleich geschehen Ausfälle in größeren und kleineren Trupps, wobei die Anlage der zwei Thore den Vertheidigern zu statten kommt¹⁾.

Alles das konnte genügen, um den Ansturm eingeborener Feinde erfolgreich abzuwehren, da Bewaffnung und Kriegskunst die gleiche war und die Vertheidiger den Vortheil der gedeckten und erhöhten Stellung hatten.

Gewöhnlich hielten sich daher die Eingeborenen mit der Belagerung der Burgen nicht auf. Sie zogen schnell durch das Land, verbrannten die leeren Dörfer und versuchten die Waldverstecke zu entdecken und diejenigen Flüchtlinge abzufangen, die auf der Suche nach Mundvorrath sich zu den verlassenem Dörfern zurückwagten²⁾.

Offene Feldschlachten kamen bei dieser indianerartigen Kriegsführung nur selten vor. Stießen aber zwei Heere aufeinander, so wurde mit großer Erbitterung und Tapferkeit gekämpft. Da Jedermann über die Klinge springen mußte, falls er nicht siegte oder fiel, so focht man mit wahrer Todesverachtung. Der Angriff selbst war ungestüm und mit großem Geschrei und Lärm verbunden. Heinrich sagt, daß es Sitte der Heiden gewesen sei, Schwert und Schild aneinanderzuschlagen und ein Kriegsgeschrei auszustößen,

1) Vertheidigung von Jellin 1211 bei Heinr. Chron. Liv. 15, 1 von Dorpat 1224 das. 28, 5 von Mone 1227 das. 30, 4; vgl. auch das. 12, 6 u. 15, 3.

2) Ebenda 15, 7 19, 3. Vgl. 15, 1 und 2.

wenn sie auf den Feind eindrangen¹). Kurz vor dem Feinde schleuderte man einen Hagel von Speeren über diesen, dann griff man zum Schwerte und der Nahkampf begann. Zahl und Tapferkeit entschieden den Sieg, von Taktik oder Strategik finden sich so gut wie keine Spuren²).

Die Kampfweise der Lithauer, die überhaupt den ehestnischen und lettischen Stämmen überlegen erscheinen, schildert uns Heinrich anschaulich. Als die Kreuzfahrer mit den Semgallen 1208 einen Zug nach Lithauen unternommen hatten, fanden sie alle Dörfer verlassen. Die Bevölkerung war also rechtzeitig in die Burgen geflüchtet. Der eingeborenen Sitte folgend, machte sich das Kreuzheer sofort zum Rückzuge fertig. „Als die Lithauer das bemerkten, flogen sie auf ihren schnellen Pferden allerseits um sie her und jagten, wie es ihre Gewohnheit ist, rechts und links umher, indem sie bald flohen bald verfolgten und durch den Wurf ihrer Lanzen und Stäbe gar Viele verwundeten“ (12, 2). Die Kampfweise eines echten Reitervolkes! An anderen Stellen wird uns berichtet, daß die Lithauer auf ihren kleinen Rossen mit Leichtigkeit breite Ströme passirten, ja sogar im Frühlingshochwasser die Düna durchschwammen³). Sie sind das einzige Volk, welches den deutschen Eroberern gefährlich werden sollte und ihnen mehrfach, z. B. in den blutigen Schlachten an der Saule (1236) und bei Durben (1260) schwere Niederlagen beibrachte. Die übrigen Völker wurden in offener Feldschlacht, auch wenn sie in überwältigender Uebersahl auftraten, und trotz ihrer wilden Tapferkeit fast regelmäßig geschlagen⁴).

¹) Liven 2, 6 Lithauer 11, 5 Deseler und Ehten 15, 3 Deseler und Letten 23, 9 Liven und Letten 28, 5.

²) Am ehesten bei den Lithauern. Vgl. Heinr. Chron. Liv. 9, 3 und sonst.

³) Ebenenda 17, 2 18, 9 25, 4. Das erinnert an den Bericht des Mauricius Strategicus (Lib. XI. Cap. 5) über die Kriegsweise der Donau-Slaven. Vgl. H. Henning „Das deutsche Haus.“ Straßburg, i./E. 1880. S. 100. und Müllenhof, a. a. O. S. 36 f.

⁴) Besonders die Ehten schildert Heinrich als sehr tapfer, vgl. 15, 1 u. 3 19, 8 27, 1 u. 2 u. Schlacht bei Karmel (1266) in Heimchronik B. 6196 ff. Auch die Semgallen müssen rühmend hervorgehoben werden; den Verteilungskrieg gegen dieselben schildert die livl. Heimchronik. Erst 1290 sind sie völlig bestegt.

Hatte bei einem Ueberfalle oder in einem Zusammenstoß ein Stamm den andern besiegt, so wurden alle Männer niedergemetzelt oder gefangen genommen. Die Gefangenen sowie die ganze Beute wurden in die Maja der Sieger gebracht und hier zur Feier des Sieges Spiele mit großem Geschrei und Schlagen der Schilde angestellt¹⁾. Dabei ging es wild und blutig her. Ganze Schlitten waren bepackt mit den Köpfen der Feinde²⁾. Die gefangenen Männer wurden auf das Grausamste gemartert, lebendig gebraten, verstümmelt, mit Stricken auseinandergerissen, wohl auch den Göttern geopfert³⁾. Während die Leichname der Feinde liegen bleiben oder den Hunden vorgeworfen werden⁴⁾, sammelt man die eigenen Gefallenen sorgfältig zur Bestattung. Die finnischen Völker verbrennen dieselben, wobei sie die Todtenfeier mit vielen Klagen und Trinkgelagen abhalten⁵⁾.

In der Natur dieser Raub- und Machekriege liegt es, daß sie fast nie aufhörten, doch konnten äußere Umstände, wie beiderseitige Ermattung, allgemeine Hungersnoth und Seuchen oder Verwickelung der Sieger in auswärtige Kämpfe, einen Frieden herbeiführen⁶⁾.

Der Friede wurde, wie die Absage, durch symbolische Handlungen geschlossen. Man schickte sich zur Versicherung desselben gegenseitig Lanzen zu, worauf die Verhandlungen durch blutige Opfer bestätigt und bekräftigt wurden⁷⁾.

Es bleibt nur noch übrig das Kriegswesen der Eingeborenen zur See zu besprechen.

Vorausgeschickt muß werden, daß dabei, gemäß der geographischen Gruppierung, ausschließlich die finnischen Völkerschaften in Betracht kommen.

Schon mehrfach ist erwähnt worden, daß die Bewohner der ostbaltischen Küsten, besonders die Kuren und Deseler, als See-

1) Heinr. Chron. Lyv. 15, 7.

2) Ebenda 9, 4.

3) Ebenda 10, 5 12, 6 14, 8 15, 7 2c. 2c.

4) Ebenda 26, 5 und 6.

5) Ebenda 14, 5 (Kuren), 12, 6 26, 8 (Ehsten). Vgl. unten das Kapitel über Religion.

6) Ebenda 13, 5 15, 11.

7) Ebenda 2, 5 5, 3.

räuber im Mittelalter berüchtigt waren. Die alten skandinavischen Sagas und Chroniken erzählen uns von fortdauernden Kämpfen mit den Piraten des „Dejsterike“, von Raubzügen derselben in Schweden und Dänemark, von Rachezügen der Nordmänner in ihren Landschaften. Die Chronik Heinrichs bestätigt diese Nachrichten. Sie berichtet uns wiederholt von den Seeräubern Dejeler und Kurlands. Als Bischof Albert im Frühjahr 1203 mit Kreuzfahrern nach Livland segelte, fand er eine Piratenflotte der Dejeler im südlichen Schweden, welche daselbst das Land verheert, eine Kirche verbrannt, Glocken und sonstiges Kirchengeräth geraubt und Menschen in großer Zahl erschlagen oder gefangen hatten, „so wie die heidnischen Esten und Kuren“, fügt Heinrich hinzu, „bisher in den Königreichen Dänemark und Schweden zu thun gewohnt waren“¹⁾.

Aus den vielfachen Zusammenstößen, welche die Kreuzfahrer mit den Piraten hatten, können wir Einiges entnehmen, was uns die Technik des Seewesens derselben verdeutlicht. Heinrich unterscheidet zwei Arten von Raubschiffen; die eine nennt er *pyraticea*, die andere *liburna*²⁾. Die *pyraticeae* waren mit Segeln und Rudern ausgerüstet³⁾; sie müssen ziemlich groß gewesen sein, da sie Raum für eine Besatzung von mindestens 30 Mann und für Gefangene, lebendes Vieh und sonstige Beute hatten⁴⁾. Dabei waren sie leicht und von geringem Tiefgang, so daß die Piraten die flachen Flußläufe der Trender Na und der Salis meilenweit hinauffahren konnten⁵⁾. Was Heinrich unter *liburna* versteht, ist aus seiner Darstellung nicht ersichtlich. Im Alterthume verstand man unter *navis liburna* ein Schiff mit zwei (später bis fünf) Ruderreihen und leichter Takelage, nach dem Muster der

1) 7, 1. Vgl. 14, 3 und 30, 1. Vgl. auch über die Dejeler Heimchronik S. 361—366.

2) *Pyraticea*: 7, 2 8, 4 14, 1 15, 1 u. 3 2c. *Liburna*: 19, 2 u. 5.

3) Ebenda 7, 2 19, 5.

4) Ebenda 7, 2 werden 22 Mann in einem Schiff erschlagen und es bleiben 8 übrig. In zwei andern werden 60 Mann erschlagen. Gefangene und Vieh: 7, 1 14, 3 22, 8 30, 1.

5) Ebenda 15, 1 bis 3: Die Esten fahren bis Treiden. 19, 11: Die Dejeler fahren auf der Salis bis zum Burtneck-See.

Schiffe der als Seeräuber berühmten Liburner ¹⁾. Wahrscheinlich will Heinrich mit *liburna* ein kleineres und leichteres Raubschiff bezeichnen, denn an anderer Stelle nennt er neben den *pyraticeae* noch *minores* oder *aliae naves* ²⁾. Jedenfalls wurden die *liburnae* ebenso zum Seeraub gebraucht, wie die *pyraticeae*.

Die Zahl der Raubschiffe scheint sehr bedeutend gewesen zu sein. 1211 erbeuteten die Deutschen bei Thoreida nicht weniger wie 300 große Raubschiffe und viele kleinere Schiffe von den Esten. Als die Kreuzfahrer sich 1215 durch eine Flotte der Deseleer durchschlagen mußten, zählt Heinrich etwa 200 Raubschiffe, so daß „das ganze Meer wie mit einer düstern Wolke überschattet erschien.“ Diese 200 Schiffe hatten sich über Nacht versammelt, es sind also bei der Kürze der Zeit gewiß noch viele Schiffe nicht in Aktion getreten ³⁾.

Ob die Insel- und Strand-Esten einen besonderen Hafen für ihre Raubschiffe, also einen Kriegshafen, gehabt haben, wie behauptet worden ist, muß dahingestellt bleiben ⁴⁾.

Ueber förmliche Seeschlachten, welche die Esten und Kuren liefern, berichtet uns Heinrichs Chronik mehrfach. Wir finden hier sogar Spuren von Taktik. Die Flotte wird in zwei Treffen geordnet, um die feindlichen Schiffe zu umzingeln; oder die Raubschiffe werden je zwei und zwei nebeneinander in Zwischenräumen aufgestellt, so daß die Rähne der Angreifer in diese eindringend eingeschlossen werden können. Dabei werden die Vordertheile der Schiffe entladen, wodurch sie sich heben und den auf ihnen postirten Kriegern den Vortheil gewähren, von einer erhöhten Stellung herab ihre Gegner zu bekämpfen ⁵⁾. In der Schlacht werden die Schiffe ausschließlich durch Ruder fortbewegt und zwar mit großer Schnelligkeit und Kraft ⁶⁾. Ob die Raubschiffe eine oder mehrere Ruderreihen hatten, wissen wir nicht.

1) Vgl. E. Guhl u. W. Koner, „Das Leben der Griechen und Römer.“ Berlin, 1876. S. 323.

2) 8, ₄ 15, ₃.

3) 15, ₈ (A. 1211), 19, ₅ (A. 1215). Vgl. 14, ₅.

4) Holzmayer, *Dasiliana* I. S. 66 f.

5) Heinr. Chron. Livv. 7, 2 (Deseleer), 14, ₂ (Kuren).

6) Vgl. ebenda 19, ₅.

Auch die Belagerungskunst im Seekrieg ist recht ausgebildet. Zwei Mal berichtet uns Heinrich von förmlichen Blockaden. Holzflöße und ausgediente liburnae werden, mit Steinen beschwert, in das Fahrwasser versenkt. Gegen die im Hafen eingeschlossenen Feinde werden Brander ausgeschickt, Flöße, auf denen Scheiterhaufen aus trockenem Holz mit Fett übergossen, lodern¹⁾.

Wenn die Seeräuber in der Schlacht eine Niederlage voraussahen, so setzten sie schleunigst Segel auf und flohen ins offene Meer; wahrscheinlich waren ihre leichtgebauten Raubschiffe den schwerfälligen Koggen ihrer skandinavischen und deutschen Gegner in Beweglichkeit und Schnelligkeit weit überlegen.

Wie weit die nautischen Kenntnisse der Seeräuber und überhaupt der ostbaltischen Küstenbewohner reichten, können wir nicht feststellen. Offenbar müssen sie nicht gering gewesen sein, denn sonst hätten sich die Piraten in ihren leichten Fahrzeugen nicht über die Ostsee nach Schweden und Dänemark gewagt; noch jetzt gelten ihre Nachkommen als kühne und geschickte Schiffer, wohlvertraut mit den Bildern des gestirnten Himmels²⁾.

VI.

Wir wenden uns nun zur Untersuchung der wirthschaftlichen Zustände der Eingeborenen.

Der Umstand, daß wir es mit zwei ganz verschiedenen Rassen zu thun haben, fällt hierbei weit mehr ins Gewicht als bei der Betrachtung der politischen und kriegerischen Verhältnisse. Denn, da die Beziehungen der Nationen zu einander so gut wie ausschließlich kriegerischer Natur waren, mußten sich die ursprünglichen Unterschiede der Kriegsführung der finnischen und lettischen Stämme — soweit wir nämlich solche bei dem niederen Kulturstande derselben voraussetzen können — fast ganz verwischen. Abgesehen von geringerer oder größerer Kriegstüchtigkeit, wie sie sich aus Charakter, geographischer Lage und Geschichte jedes Volkes

¹⁾ 19, 2 und 5.

²⁾ Die Sternbilder haben bei den Insel-Ebten eigenthümliche, wahrscheinlich uralte, Namen; so heißt der Polarstern „Nagel des Kopfes“ oder „der erlöschende Stern“, die Milchstraße „Steg der Vögel“ etc. Vgl. Holzmayer, *Džiliana I.* S. 69.

oder Stammes herleitet, ist die Art der Kriegsführung, Bewaffnung, Burgen-Anlage u. s. w. dieselbe. Wenigstens in den Augen des deutschen Chronisten.

Ähnlich war es, wie wir gesehen haben, mit den politischen und sozialen Verhältnissen. Auch hier haben wir eigentlich maßgebende Unterschiede nicht feststellen können. Die Rechtsvorstellungen waren so ungeordnet, daß von einer Verfassung der einzelnen demokratischen Gemeinwesen nicht die Rede sein kann. Wo kein Recht ist außer dem Rechte des Stärkeren, da sind auch keine Vorrechte, außer solchen, welche persönliche Stärke und Macht verleihen. In diesem Sinne haben wir die Stellung der Häuptlinge, der Ältesten, aufgefaßt. Daß in derselben die rohen Keime einer sozialen Gliederung liegen, ist betont worden. Zu einer Entwicklung von Ständen mit fest umrissenen Prärogativen waren aber die Keime zu schwach, die Lebensführung der Einzelnen zu wild. Was heute oben war, konnte morgen unten sein; es gab kein festes Bestehn, keine organische Entwicklung.

Der Schatten ewiger Kriege fällt auf das Leben der Eingeborenen Alt-Livlands. Raub und Mord, Feuer und Blut drücken ihm ihren Stempel auf.

Wie ein rother Faden zieht sich der Einfluß des ununterbrochenen Kriegszustandes auch durch die wirthschaftlichen Verhältnisse der Völker; auch hier vermischt er manche nationale Verschiedenheiten. Das giebt uns die Möglichkeit, die wirthschaftlichen Zustände der finnischen und lettischen Stämme gleichzeitig zu besprechen. Dabei soll die nationale Eigenart jedes Volkcs, soweit sie uns deutlich erkennbar entgegentritt, sorgfältig betont werden.

Der Kulturzustand der Eingeborenen war soweit gediehen, daß sie aus der Phase des Nomadenthums in die des Ackerbaues übergetreten waren, und zwar seit geraumer Zeit.

Im 13. Jahrhundert finden sich überall feste Siedelungen. Schon oben ist der prinzipielle Gegensatz in der Siedelungsweise der finnischen und lettischen Stämme berührt worden. Erstere wohnten in Dörfern, letztere in Einzelhöfen. Diese Verschiedenheit der Siedelungsweise finden wir bis in die neueste Zeit. Erst in unserem Jahrhundert ist sie im Begriffe zu ver-

schwänden, seitdem man begonnen hat, die ehmischen Dörfer streuzulegen. Wo wir in früheren Jahrhunderten Ausnahmen von der regelmäßigen Siedelungsweise treffen, sind sie in den meisten Fällen auf fremde Einflüsse oder außergewöhnliche wirtschaftliche Verhältnisse zurückzuführen¹⁾.

Heinrich von Lettland macht keinen Unterschied zwischen dorfarmiger und einzelhofartiger Siedelung; er nennt beide *villa*, seltener *villula*. Vielleicht will er mit letzterem Ausdruck, der zweimal für die Siedelungen der Lettgallen gebraucht wird²⁾, Einzelhöfe bezeichnen. Dagegen betont die livländische Heimchronik ausdrücklich, daß die Letten in Einzelhöfen wohnten. Sie sagt:

dā nach liet ein ander lant,
die sint Letten genant.
die heidenschaft hāt spēhe site,
sie wonet nōte ein ander mite
sie būwen besunder in manchen walt³⁾.

Daß dagegen die Esten in großen und volkreichen Dörfern lebten, geht aus vielen Stellen der Chronik Heinrichs hervor. Es werden sogar im Dorfe Carethen in Jerwen Straßen und Häuser aufgeführt⁴⁾. Wir haben uns jedoch unter den Dörfern der Esten keine planvolle Dorfanlage mit geraden Straßen und geschlossenen Dörferreihen vorzustellen. Was Tacitus von den Dörfern der Germanen erzählt, läßt sich auch auf die Dörfer der Esten übertragen⁵⁾. Sie bestanden ohne Zweifel in einer Reihe

¹⁾ Vgl. A. v. Francke-Roseneck, „Gutsherr und Bauer in Livland im 17. u. 18. Jahrh.“ Straßburg, 1890. S. 11 f. Sengallen: siehe weiter unten.

²⁾ 17, ₂ 13, ₄; dagegen *villulae* bei Esten (Walgatabalwe): 24, ₆ und *villae* bei Letten: 11, ₇. Der Sprachgebrauch ist überhaupt unsicher, z. B. bezeichnet die *lex salica* (um 500) mit *villa* bald ein Dorf, bald ein einzelnes Gehöft. Vgl. H. Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. Leipzig, 1889. S. 196, Anm. 4.

³⁾ B. 341—345. *Spēhe site* = seltsame Sitte, *nōte* = ungern. Meitzen, Siedelung II. S. 183 bezieht diese Stelle fälschlich auch auf die Esten.

⁴⁾ 23, ₉. Vgl. 15, ₇ „*villa Carethen pulcherrima et magna et populosa, sicut omnes ville in Jerwen et in tota Estonia fuerunt.*“ Ferner: 20, ₂ 24, ₅ 2c.

⁵⁾ *Germania XVI*. Vgl. Henning, d. deutsche Haus, S. 22 und Meitzen Siedelung I. S. 46 f.

von Höfen, welche an einem Flußlaufe, oder sonst in geeigneter Lage, weilerartig zusammengedrückt waren.

Die dorfartige Siedelungsweise der finnischen Stämme muß sehr alt sein. Vielleicht ist sie gleich beim Uebergange aus dem Nomadenthum zur festen Siedelung entstanden, der in eine sehr frühe Zeit fällt. Kosfinnen sagt in seiner Finnischen Geschichte: „Die Zeit, in welcher die kota (das Zelt) des Lappen dem Finnen zum koti (Haus und Hof) ward, gehört der Geschichte nicht mehr an; denn schon die ältesten Sprachschätze deuten auf einigen Ackerbau und feste Wohnsitze hin“¹⁾.

Da wir im 12. und 13. Jahrhundert die lettischen Stämme in Einzelhöfen, die finnischen in Dörfern finden, so können wir annehmen, daß die finnischen Stämme die dorfartige Siedelungsweise schon vor Berührung mit den Letten gehabt haben. Denn es ist kaum anzunehmen, daß sie bei den sonstigen Beeinflussungen, welche sie durch die lito-slavische Nation in Bezug auf ihre Wohnstätten erlitten, ihre Siedelungsweise geändert hätten, während die Letten die ihre beibehielten.

Der lettisch-lithauische Einfluß auf das Haus der West-Finnen ist deutlich erkennbar. Wir finden nämlich neben der Urform des finnischen Hauses, der aus der Jurte der Nomaden hervorgegangenen kota oder koda, einer zeltförmigen mit Baumrinde gedeckten Stangenhütte, die pirtti²⁾. Die pirtti ist ein viereckiges Blockhaus ohne Rauchfang mit einer Feuerstelle aus locker übereinandergeschichteten Steinen. Das Wort pirtti kommt aus dem Lithauisch-lettischen und bezeichnet Baderaum. Noch jetzt heißt die altlettische Badstube pirts. Die Art des Badens ist bei den lettischen und finnischen Stämmen dieselbe: durch Begießen der glühendheißen Ofensteine wird ein starker Dampf erzeugt, so daß die Badstube nach Schließen der Thüre und etwaiger Fensterlücken zu einem Dampfbade wird. Der lithauisch-lettische Typus der Pirte hat sich also bei den finnischen Stämmen eingebürgert und die dortigen Haus-Typen, kota und saun verdrängt. Der

1) J. Kosfinnen, „Finnische Geschichte.“ A. d. Schwed. Leipzig, 1874. S. 16.

2) Vgl. Meitzen, Siedelung II. S. 196 ff. 212 und J. von Hellwald, „Haus und Hof in ihrer Entwicklung mit Bezug auf die Wohnsitten der Völker.“ Leipzig, 1888. S. 388.

saun oder die sauna war eine in den Boden gegrabene Höhlung mit einem Ofen in der Mitte und einem Dache über der Erde, also offenbar aus der Gamme, der Erdhütte der finnischen Nomaden hervorgegangen. Neben dem Typus der Pirte, welche zugleich Badstube und Wohnhaus war, haben sich bei den Esten bis auf den heutigen Tag kota und saun erhalten ¹⁾.

Da der Haustypus der Pirte sich aber auch bei den eigentlichen Finnen nachweisen läßt und sehr alt sein muß, da das finnische Nationalepos, die Kalevala, ihn kennt, so ist es immerhin möglich, daß er schon vor Verührung der finnischen Stämme mit den Letten im spätern Livland ersteren bekannt gewesen ist ²⁾.

Eine zweite Beeinflussung des finnischen Hauses durch die Letten findet sich, wie mir scheint, im Worte maja. Im Lettischen heißt mahja Wohn- oder Heimstätte, dann Haus, Heimath; im Estnischen ebenfalls Haus, Wohnung; im Livischen bedeutet mai oder moi Nachtlager. Nach Ahlquist ist das finnische Wort maja dem Lettischen entnommen ³⁾. Im 13. Jahrhundert war der Ausdruck maja jedenfalls üblich. Heinrich von Lettland nennt, wie wir gesehen haben, den Versammlungsort, das Lager, der indigenen Heere maia ⁴⁾.

Wenden wir uns nun zu dem Hause der Letten.

Bezzenberger hat in seinen Untersuchungen über das lithauische Haus festgestellt, daß das älteste lithauische Wort für Haus nāmas ist ⁵⁾. Nāmas, lettisch nams ist der Heerdraum, das Rauchhaus. Pastor F. Beuningen meint, daß der als Küche und Rauchhaus benutzte Flur des ältern kurländischen Hauses, der speziell nams genannt wird, ebenfalls als Kern des altlettischen Hauses anzusehen ist ⁶⁾. Wie der ursprüngliche nams der lito-

¹⁾ Ueber kota und saun vgl. A. Ahlquist, „Die Kulturwörter der westfinnischen Sprachen,“ Deutsche Ausgabe. Helsingfors, 1875. S. 104 f. 265. Ferner: Meisen: Siedlung II. S. 169 ff. III. S. 107 ff.

²⁾ Vgl. A. Ahlquist, Kulturwörter. S. 107 und 225.

³⁾ Ueber maja vgl. Ahlquist, Kulturwörter S. 107, F. Beuningen, „Das lettische Haus.“ Magazin d. Lett.-Litter. Gesellsch. 19, 2. Mitau, 1893. S. 39.

⁴⁾ 15, 7 23, 7 und 9. Vgl. oben S. 241.

⁵⁾ A. Bezzenberger, „Ueber das litauische Haus.“ Altpreussische Monatschrift 23. Königsberg, 1886. S. 41 und 54.

⁶⁾ Beuningen, d. lettische Haus. S. 38 f.

slawischen Stämme aber ausgesehen hat, wird von keinem Forscher gesagt. Nielsen vermuthet, daß eine Art Sommerküche, wie sie dazwischen in Livland (nicht in Kurland) vorkommt, „der älteste Typus der lettischen Wohnungen ist.“ Er beschreibt diese Sommerküche, welche *nams* oder *naminsch* genannt wird, als „vom Wohnhause abge sondert, oft nur von spiz zusammengestellten Stangen erbaut¹⁾.“ Das ist aber, wie mir scheint, weiter nichts wie die altfinnische *kota*. Ihr Vorkommen in Livland würde sich auf altlivischem Siedelungsboden ohne Weiteres erklären lassen; sollten sie sich auf altlettischem Gebiete finden, so wird man eine spätere Uebertragung dieser einfachen und praktischen Gebäude annehmen können²⁾.

Ich möchte mich aber dagegen aussprechen, daß der Typus der *kota* der Urtypus des lithauisch-lettischen Hauses gewesen ist. Sollte dieser vielleicht nicht in der Birte zu suchen sein?

Zwar werden, nach Bezzenberger, die Birten „in den ältesten Quellen nicht erwähnt, obgleich es unzweifelhaft ist, daß diese Häuschen schon in sehr früher Zeit vorkamen, da sie einen echt litauischen Namen führen und mit demselben (*pirts*) auch von den Letten benannt werden“³⁾, aber wir müssen doch annehmen, daß der Typus der Birte nicht nur sehr alt, sondern auch herrschend gewesen sein muß, da er zu den Westfinnen übergehen und deren ursprünglichen Haustypus verdrängen konnte⁴⁾. Daß der *nams* aus dem *pirts* hervorgegangen sein kann, ist um so leichter möglich, als zwischen beiden in Form und Bauart eigentlich kein Unterschied besteht. Das Spezifische, welches beide gemein haben, ist der Heerd, der Ofen, welcher nicht nur zum Wärmen und

1) Anmerkung zu Beuningen, d. lett. Haus S. 39. Auch in Bezzenberger, d. lit. Haus. S. 69.

2) Noch jetzt finden wir überall in Finnland und Estland solche Sommerküchen, die auch den alten Namen *kota* bewahrt haben. Vgl. Ahlquist, Kulturwörter. S. 101 f. u. 120.

3) D. litauische Haus. S. 53 f.

4) Und zwar nicht nur als Badstube, denn eine solche heißt blos in der Gegend von Abo *pirtti*, sonst *saun* oder *sauna*, sondern als Wohnstube, Haus. Das ist umso bemerkenswerther, als die Finnen die Sitte des Dampfbades ebenfalls von den Litoslawen übernommen haben. Vgl. Ahlquist, Kulturwörter. S. 106 f. u. 120 f.

Speisebereiten, sondern auch zum Dampferzeugen dient, ferner zum Dörren des Getreides, wovon noch ausführlicher gehandelt werden wird.

Es ist also immer derselbe Raum, welcher je nach seiner Funktion pirts, nams oder rija (Kornbarre) genannt wird. Mit zunehmender Kultur verändert sich das Haus soweit, daß gesonderte Räume und sogar gesonderte Häuser diesen verschiedenen Funktionen dienen, doch gehört diese Entwicklung einer späteren Zeit an und fällt aus dem Rahmen der vorliegenden Arbeit.

Für das 13. Jahrhundert glaube ich annehmen zu können, daß das Haus der Letten wie der Ehsten und Liven in einer Birte bestand, welche zugleich Wohnraum, Badstube, Rauchkammer, Kornbarre und wohl auch Stall war.

Ich möchte mich dabei, außer auf das oben Angeführte, noch auf zwei Stellen in Heinrichs Chronik stützen. Diese berichtet, daß die Düna-Liven 1198 nach Abreise der Kreuzfahrer „de balneis consuetis“, d. h. aus den gewohnten, üblichen Bädern hervorgekommen seien, um die Christentaufe abzuschwören; ferner erzählt sie, daß die Ehsten 1215 den Letten Talibald gefangen hätten als er aus seinem Waldversteck zu den Bädern heimgekehrt sei („ad balnea rediisse“)¹⁾. In beiden Fällen erscheinen uns die Bäder oder Badstuben als Wohnstätte, Behausung. Daß dem deutschen Chronisten die charakteristische Eigenschaft des autochthonen Hauses als Badstube auffiel, ist meines Erachtens bezeichnend.

Die abge sonderte Badstube (pirts, saun) fehlt auch heute auf keinem lettischen oder ehstnischen Bauerhofe. In vielen Fällen wird sie noch bewohnt, theils als Altentheil, theils als Tagelöhnerwohnung. In Finnland bringen die Bauerweiber ihr Wochenbett am liebsten in der Badstube zu²⁾. Nach ihr führte früher eine ganze Klasse der bäuerlichen Knechtsbevölkerung Livlands, die sog. Lostreiber, den Namen Badstüber³⁾.

¹⁾ Heinr. Chron. Liv. 2, 8 19, 3. Vgl. livl. Reichschronik, B. 1292 f., wo eine Badstube der Ehsten erwähnt wird.

²⁾ Vgl. Ahlquist, Kulturwörter. S. 107.

³⁾ Badstüber, lett. pirtineeks, ehstn. saunamees. Vgl. Francke, Gutsherr und Bauer. S. 18 f. und 95.

Wir müssen uns also den Hof der Eingeborenen im 13. Jahrhundert als eine sehr primitive Wohnstätte vorstellen. Er bestand in der Hauptsache aus einem mäßig großen Blockhause ohne Rauchfang und wohl auch ohne Fensterlufen. In dem dunkeln raucherfüllten Raume drängten sich im Winter um den wärmenden Heerd Menschen und Vieh. Die kleinen zottigen und abgehärteten Pferde verbrachten den größten Theil des Winters im Freien, wie dieses noch jetzt bei den ugrischen Völkern der Fall ist¹⁾. Neben dem Haupthause befanden sich bei den Wohlhabenderen vielleicht noch einige kleine Vorrathshäuser. Im Finnischen führt eine Art von Vorrathskammern, welche zum Schutz gegen Raub- und Nagethiere auf hohen Pfosten errichtet wird, den genuinen Namen aitta, was auf hohes Alter derselben deutet, obgleich der Pfostenbau auf Einflüsse des skandinavischen Nordens weisen könnte²⁾. Der gewöhnliche Aufbewahrungsort des Getreides und sonstiger Lebensmittel bestand bei der Unsicherheit der Zustände in siloartigen Gruben. Nach Heinrich von Lettland fanden die Kreuzfahrer bei den Liven von Holme in verschiedenen Gruben große Massen Getreide und auch andere Speisevorräthe (4, 3). Diese Art unterirdischer Speicher ist sehr alt. Sie gehören zu den ältesten Bauwerken der Steppe und schon die Alten berichten uns von den Thrakern und Skythen, daß sie in solchen Silos ihren Weizen aufbewahrten³⁾. In Livland hat sich der Gebrauch dieser Vorrathsgruben sehr lange erhalten. Der Reisende Brand findet sie daselbst noch 1693. Er erzählt, daß die Silos mit Birkenrinde und Stroh ausgepolstert waren, daß Getreide und Eßwaaren, wie

1) Vgl. Ahlquist, Kulturwörter. S. 23 und 119.

2) Aitta bei Ahlquist, Kulturwörter. S. 103 und 119. Ueber skandinavische Vorrathshäuser auf Pfosten, sog. Stolpeboden, vgl. Henning a. a. O. S. 68 und Meijen, Siedelung, III. S. 488. Der Name für die Vorrathshäuser der lito-lettischen Stämme kletis, deutsch: Klete, ist nach Bezzenberger (das litauische Haus, S. 42 und Magazin d. lett.-litterär. Ges. XIX. 3. S. 121) nicht genuin.

3) Vgl. B. Hehn, Kulturpflanzen, S. 488 und Meijen, Siedelung, III. S. 118.

Schinken und Speck, darin verwahrt wurden, und daß man das Erdreich darüber zur größeren Sicherheit zu besäen pflegte¹⁾.

In den kurzen und heißen Sommern lebten Menschen und Vieh wohl im Freien. Die finnischen Stämme zogen nach uralter Gewohnheit in die leichte, mit Baumrinde gedeckte Sommerkote, die sich überall aufschlagen ließ, wo wirtschaftliche Zwecke: Rodung, Feldbestellung oder Beaufsichtigung der Heerden es erforderten. Wie leicht beweglich im Sommer auch die Letten waren, geht aus Heinrichs Chronik (23, 5) hervor, die erzählt, daß die Letten von Rufenons ihre Pflüge verließen und das Land der Russen von Pleskau bewohnten, indem sie daselbst den Männern allenthalben auflauerten, sie tödteten und ihnen „Pferde, Vieh und Weiber“ fortnahmen.

Das Leben der Eingeborenen, soweit es nicht auf dem Kriegspfade verbracht wurde, bewegte sich in häuerlichen Geleisen. Die Hauptbeschäftigung war die Landwirthschaft. Wie alt der Ackerbau bei Finnen und Letten ist, läßt sich nicht nachweisen, jedenfalls reicht er in sehr frühe Zeiten. Tacitus erzählt von den Nestiern, daß sie fleißiger Getreide bauten, als die trägen Germanen²⁾. Die finnischen Völkerschaften kannten einen primitiven Ackerbau wahrscheinlich schon vor ihrer Berührung mit indo-germanischen Elementen.

Es muß an dieser Stelle eine Bemerkung über das Studium der prähistorischen Kulturgeschichte eingeschoben werden. Was wir von der Kultur der Finnen in den Jahrhunderten bis zu ihrer Christianisirung wissen, beruht größtentheils auf Vermuthungen der vergleichenden Sprachforschung. Es ist am Anfange dieser Abhandlung ausgeführt worden, daß die von Thomsen und Koskinnen als germanisch bezeichneten Stammwörter die wichtigsten Kulturbegriffe umfaßten. Die Untersuchungen Ahlqvists bestätigen dieses. Daneben aber finden sich unstreitig Einflüsse der slavischen und lito-lettischen Nationen, welche jedenfalls früher zu seßhafter

¹⁾ S. J. M. v. Brand's Reisen durch die Mark Brandenburg, Preußen, Churland, Liefland, Pleskovicn etc. Wesel, 1702. S. 144. Vgl. M. v. Löwis, Ueber die ehemalige Verbreitung der Eichen in Liv- und Estland. Dorpat, 1824. S. 231.

²⁾ Germania, Cap. 45.

Lebensweise gekommen waren, als die Finnen. Es liegt auf der Hand, daß der Zeitpunkt der Beeinflussung ebenso schwer zu finden ist, als der Ort, an welchem sie stattfand ¹⁾. Und schließlich sind Irrthümer in der vergleichenden Sprachforschung gar nicht zu vermeiden; das zeigen deutlich die so häufig auseinandergehenden Meinungen der Etymologen über einzelne Wortstämme ²⁾.

Diese Erwägungen erschweren der Geschichtschreibung die Benützung der aus der Sprachforschung hervorgegangenen Resultate. Auch die gewissenhafteste kritische Untersuchung kann irren, wenn ihre Grundlagen schwankend sind.

Wir haben oben die Siedelungsart der Eingeborenen untersucht und gefunden, daß die finnischen Stämme in Dörfern lebten, während die Letten nach dem ausdrücklichen Zeugniß der livl. Heimchronik die einzelhofartige Siedelung hatten. Ferner ist erwähnt worden, daß die Grenzen zwischen den einzelnen Nationen nicht sauber auseinander zu halten seien, weil wir größere Gebiete mit gemischter Bevölkerung annehmen müssen. Auf solchen Gebieten wäre eine gegenseitige Beeinflussung der Nationen vorauszusetzen. In der That lehrt die Sprachforschung, daß die höhere lettische Kultur die niedrigere livische stark beeinflusst habe; die Liven hätten dann das Erworbene den übrigen finnischen Stämmen weiter übermittelt ³⁾. Daß die Letten ihrerseits durch die verhältnißmäßig alte Kultur ihrer Stammesbrüder, der Lithauer, beeinflusst worden sind, unterliegt wohl keinem Zweifel. Eine genauere Untersuchung dieser Beeinflussung würde uns aber zu weit führen; ebensowenig können wir die Unterschiede zwischen den Hochletten im jetzigen Livland und den Niederletten im jetzigen Kurland scharf hervorheben. Daß die Semgallen ein ganz anderer

¹⁾ Bezzenberger meint, gestützt auf Thomsen, Beröninger u., daß die lithauisch-lettischen Völker schon in den ersten Jahrhunderten n. Chr. friedlich neben finnischen Völkern in den jetzigen Ostseeprovinzen gesessen hätten. Vgl. Magazin d. lett.-litterär. Ges. XIX, 3. S. 130 f.

²⁾ Nic. Anderson spricht sich gegen absolute Feststellung von Entlehnungen fremder Wortstämme in den finnischen Sprachen aus und meint, daß sich Vieles auf ursprüngliche Verwandtschaft der ural-altaischen und indo-germanischen Sprachen zurückführen lasse. (Verh. d. Vel. Chstn. Ges. IX. Dorpat, 1879).

³⁾ Vgl. Ahlqvist, Kulturwörter. SS. 38, 39, 153, ferner: 19, 22, 31, 40, 48, 58, 61, 71, 75, 217 u. A.

Menschenſchlag waren wie die Lettgallen, iſt mehrfach betont worden; an dieſer Stelle muß noch hinzugefügt werden, daß die Semgallen jedenfalls auch dorſartige Siedelung gekannt haben; ihre Hafelwerke, welche die livl. Heimchronik ſo häufig erwähnt, waren ja befeſtigte Dörfer, nicht Einzelhöfe¹⁾.

Wir haben nun den Landwirthſchaftsbetrieb der Eingeborenen zu unterſuchen.

Vorausgeſchickt muß werden, daß ſich derſelbe bei Ankunft der Deutſchen auf einer ſehr niedrigen Stufe der Entwicklung befand. Denn obgleich der Ackerbau den Eingeborenen ſeit vielen Jahrhunderten bekannt war, hatte er ſich nicht aus den roheſten Anfangsgründen erheben können, da eine Reihe von ungünstigen Faktoren ſeine Entwicklung verhindert hatte. Zunächst fehlte vollſtändig die nachhaltige Berührung mit einer abſolut höheren friedlichen Kultur, wie das weſtliche Europa ſie durch Rom erfahren hatte. Alsdann war die kriegeriſche und wilde Lebensführung ein Hemmiß für den normalen Ausbau wirthſchaftlicher Verhältniſſe, denn kein Wirthſchaftsbetrieb iſt ſo ſehr abhängig von friedlichen und geordneten Zuſtänden als der Ackerbau, da er dauernde Anſprüche an die Zeit und Arbeitskraft der Menſchen ſtellt. Auch das Klima muß damals ſehr ſchlecht geweſen ſein; es hat lange Zeit gedauert, bis die niederſächſiſchen Kreuzfahrer, die doch wahrlich nicht verzärtelt waren, ſich an den endloſen nordiſchen Winter gewöhnten. Nach dem Zeugniſſe Heinrichs von Lettland, der livl. Heimchronik und vieler Urkunden, bedeckten im 13. Jahrhundert rieſige, oft undurchdringliche Wälder und Moräfte das ganze Land.

Die Bevölkerung war daher nur ſpärlich. Man hat früher das Gegentheil angenommen, da nach Heinrich die Heere der Eingeborenen meiſt ſehr ſtark waren²⁾. Ähnliche Schlußſe sind auch von den großen Germanenheeren auf die Bevölkerung und die Intenſität der Landwirthſchaft Deutſchlands gezogen worden. Schon Roſcher³⁾ hat nachgewieſen, daß eine derartige Schluß-

¹⁾ Die alten Preußen ſcheinen dorſartige Siedelung gehabt zu haben. Vgl. R. Lohmeyer, Geſchichte von Ost- und Weſtpreußen. Gotha, 1881. S. 34.

²⁾ J. B. Parrot, a. a. O. S. 399 f.

³⁾ W. Roſcher, Anſichten der Volkswirthſchaft. Leipzig, 1861.

folgerung falsch ist, und Victor Hehn sagt: „Gerade der umgekehrte Schluß ist richtig: je höher die Lebensform, die ein Volk erreicht hat, desto geringer der Prozentsatz, den es zu kriegerischen Zügen verwendet; bei noch unstäten Völkern wandert und kämpft jeder erwachsene Mann“¹⁾. Die starken Heere bei Heinrich von Lettland deuten also weder auf dichte Bevölkerung noch auf lebhaften Ackerbau. Allerdings betont Heinrich mehrfach²⁾, daß die Dörfer und Landschaften Estlands, besonders Jerwen und Bierland, volkreich waren, und spricht von der großen Zahl der Täuflinge, doch haben wir allen Grund anzunehmen, daß der eifrige Missionär die Zahl der Neophyten zur größeren Ehre Gottes übertrieben hat, auch wenn wir voraussetzen, daß einzelne Theile von Jerwen und Bierland im 13. Jahrhundert dichter bevölkert waren, wie das übrige Livland.

Die ununterbrochenen Kriege sorgten überdies dafür, daß die Bevölkerung nicht anwachsen konnte. Wir haben gesehen, daß die Krieger — und jeder erwachsene Mann war ein solcher — erschlagen wurden, falls sie lebend in Feindeshand fielen; nur selten theilten sie das Loos der Weiber und Kinder: in die Gefangenschaft geführt zu werden. Wie gründlich die Blutarbeit verrichtet wurde, zeigt der Bericht Heinrichs über das Jahr 1215: „Die Letten hatten nicht Ruhe, bis sie desselbigen Sommers mit neun Heerschaaren Ugaunien durch Verwüstung verstorbt und verödet hatten, so daß sich weder Menschen noch Speisevorräthe mehr fanden.“ (19, 3).

Mangelnde Kultureinflüsse höher gesitteter Völker, friedlose Lebensart, rauhes Klima und spärliche Bevölkerung sind die Hauptfaktore, welche auf das Wirtschaftsleben der Eingeborenen hemmend wirkten.

Die mächtigen Urwälder bildeten im 13. Jahrhundert die Signatur der livländischen Landschaft. Um den Wald drehte sich der ganze Wirtschaftsbetrieb der Eingeborenen. Der Wald war ihnen Alles; aus ihm gewannen sie durch Rodung den Acker für

¹⁾ Kulturpflanzen. S. 488.

²⁾ Chron. Liv. 15, 7 18, 5 24, 5 6 (14, 10) etc. Vgl. auch Löwis, Eichen. S. 110 f.

ihr Getreide, die Weide für ihr Vieh; er gab in unerschöpflicher Menge fein Holz zur Feuerung¹⁾ und zum Bau der Hütten; sein Inneres barg unzähliges Wild, dessen Felle Kleidung und Tauschmittel lieferten; und im Falle der Noth boten die „düstern Berstecke der Wälder“ die letzte und sicherste Zuflucht.

Mitten im Walde lag der Hof oder das aus mehreren Höfen bestehende Dorf der Eingeborenen. Die Aecker entstanden in der Nähe, wie es das augenblickliche Bedürfniß des Einzelnen gerade erforderte. Das gerodete Stück Waldes, der Waldacker, gehörte seinem Bearbeiter nach dem natürlichen Rechte der ersten Besitzergreifung (*jus primi occupantis*). Der Wald selbst, die große Nährmutter Aller, war Niemandes Eigenthum (*res nullius*), d. h. er gehörte jedem, der ihn nutzen wollte.

Soviel die Quellen uns erkennen lassen, existirten keine kommunistischen Einrichtungen²⁾. Abgesehen von Wald und Wasser gab es kein Gemeineigenthum. Es scheint sogar kein gemeinschaftliches Eigenthum der Familie im Sinne einer Hauskommunion gegeben zu haben. Wir finden den Talibald und seine Söhne auf gesondertem Besitz; auch erwähnt Talibald selbst ausdrücklich des Geldes seiner Söhne³⁾. In Urkunden des 13. Jahrhunderts wird nicht selten individuelles Grundeigenthum Eingeborener erwähnt⁴⁾, dagegen niemals anderer Gemeinbesitz als an Wald, Wasser und in späteren Zeiten an Weide und Wiesen. Daß es Gemeinweiden gab, läßt sich dadurch erklären, daß ursprünglich

¹⁾ Heinr. Chron. Livv. 23, 9 erwähnt der Haufen Brennholz (*congeries lignorum*) im Dorfe Carethen.

²⁾ J. Sjölín in Helsingfors scheint eine Art agrarischen Kommunismus bei den alten Finnen anzunehmen, doch sagt er ausdrücklich: ein Gemeindeverband wie der großrussische Mir bestand niemals. Vgl. Meitzen, Siedelung II S. 185 und 187. Genuine Worte für irgend eine soziale Vereinigung, Genossenschaft und dgl. giebt es nach Ahlquist (Kulturwörter S. S. 220, 222, im Finnischen nicht, bloß *pitäjä* (Kirchspiel) „scheint die genuine Benennung irgend einer Kommune zu sein.“ S. 224.

³⁾ Heinr. Chron. Livv. 19, 3. Vgl. oben, S. 235 Num.

⁴⁾ Livl. Urf. Buch. I. 70, 238, 529, 544. Vgl. auch Mittheil. der livl. Gesch. 12. S. 376 Nr. 8. Das Grundeigenthum der Eingeborenen hieß *hereditas*-Erbe. Vgl. Livl. U. B. I. 285, 405, 432 2c. Daß auch die Höfe in den estnischen Dörfern so hießen, geht deutlich hervor aus Livl. U. B. III. 475 a.

der Wald selbst die Weide bildete ¹⁾). Markgenossenschaft, Allmend, Feldgemeinschaft mit Flurzwang oder gar mit Verlosung der Antheile, kurz alle die Formen kommunistischen Grundeigenthums, scheint es weder bei den lettischen noch bei den finnischen Stämmen gegeben zu haben ²⁾).

Die Technik des Ackerbaues war äußerst primitiv. Es herrschte ganz allgemein die wilde Brennwirtschaft, die man als eine Art nomadischen Ackerbaues bezeichnen kann. Die Waldbrennwirtschaft besteht darin, daß an einer beliebigen Stelle des Urwaldes die Bäume niedergeschlagen und an Ort und Stelle verbrannt werden, wodurch ein freier, Luft und Licht zugänglicher Platz geschaffen wird, der dann zum Acker gemacht werden kann. Der Wald wurde im Sommer geschlagen, im darauffolgenden Frühling wurde das Holz verbrannt und der durch die Asche gedüngte Boden oberflächlich aufgerissen und nach einem Regen besäet. Im August fand die Ernte statt, dann blieb das Land den Winter über liegen, um im Frühling abermals besäet zu werden. Das dauerte solange, bis der Boden vollständig erschöpft war; alsdann wurde dieser Acker verlassen und eine neue Rodung in Angriff genommen ³⁾). Das verlassene Land, welches sich allmählich mit einer Grasnarbe und Gesträuch bedeckte, diente — wie übrigens der ganze Wald — als Weide, bis es vielleicht wieder einmal durch Rodung in Feld verwandelt wurde. An eine Regelmäßigkeit der Nutzung haben wir beim Ueberflusse jungfräulichen Bodens nicht zu denken.

Eine Abart dieser einfachsten und natürlichsten Brennkultur, welche im europäischen Norden jedenfalls die älteste Methode des Ackerbaues darstellt, war das sog. Schwenden der finnischen Völker.

¹⁾ Ueber die Ausbildung der Eigenthums- und Besitzverhältnisse der Eingeborenen unter deutscher Herrschaft wird an anderer Stelle ausführlich gehandelt werden.

²⁾ R. Lamprecht (Deutsche Literaturzeitung. 1892. Nr. 6) setzt bei den Eingeborenen Alt-Livlands kommunistische Einrichtungen voraus. Ob bloß nach Analogieschlüssen oder auf Grund mir unbekannter historischer Quellen, weiß ich nicht.

³⁾ Vgl. W. Hofcher, Nationalökonomik des Ackerbaus. Stuttgart, 1885. S. 80 f. Meitzen, Siedelung I. S. 69.

Diese ebenfalls uralte Methode der Brennwirthschaft besteht darin, daß das niedergeschlagene Waldholz, besonders das Strauchwerk, in regelmäßigen Haufen über die Holzungsfläche verbreitet, mit Erde oder noch besser mit Rasen belegt und dann angezündet wird. Die verbrannte Grasnarbe macht die Aschendüngung noch intensiver, so daß es möglich wird, bis 4 Ernten nacheinander zu erzielen. Allerdings verwandelt sich der seiner Grasnarbe beraubte Boden noch langsamer in Buschland oder gar Wald als der gewöhnliche Rodungsacker. Da aber die Waldäcker klein waren und sich daher schnell besamten, so konnte aus ihnen in 20 bis 30 Jahren immerhin wieder Wald werden ¹⁾.

Die rohe extensive Brennkultur hat sich in Livland bis in unser Jahrhundert erhalten. Sie muß bei den Eingeborenen das ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit üblich gewesen sein, denn viele Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, wie Einhorn, Kelsch, Clearius, Gubert und Hermann ²⁾ sprechen von ihr, ebenso die ökonomischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts ³⁾: Supel, Friebe, Fischer, und noch in unserem Jahrhundert veranlaßte dieser Raubbau lebhaftest Klagen ⁴⁾.
(Schluß folgt.)

¹⁾ Meigen, Siedelung. II. S. 132. Ahlqvist, Kulturwörter. SS. 26 und 264. Die alte finnische Bezeichnung für den April ist Schwendmonat. Ebendaß. S. 259. C. G. Geiger, Geschichte Schwedens. I. Hamburg 1832. S. 191.

²⁾ P. Einhorn. Historia lettica etc. (1649) Cap. 10. Script. rer. Livon. II. 1848. C. Kelsch, Liefländische Historia etc. Neval 1695. S. 7. Adam Clearii ausführliche Beschreibung der — Reise nach Mustau etc. Schleswig 1663. SS. 101, 105, 156. Salamonis Guberti Stratagemata oeconomicum etc. Riga 1688 (3. Aufl.) S. 101 f. Joh. Hermann von Reidenburgs Liefländischer Landmann. Riga 1695. S. 14 f. 17.

³⁾ A. W. Supel, ökonomisches Handbuch. Riga 1796 I. SS. 19 f. 22 ff. J. B. v. Fischer, Livl. Landwirthschaftsbuch. Halle 1753. S. 4. W. Chr. Friebe, Grundsätze zu einer — Verbesserung der Landwirthschaft in Livland. Riga 1802. IV S. 25.

⁴⁾ v. Sievers, „die Buschländer in Livland durch Feuer verheert.“ Livl. Jahrb. d. Landwirthschaft Bd. VIII 3. S. 241 ff. Vgl. (A. v. Hueck) Darstellung der landwirthschaftl. Verhältnisse in Esth-, Liv- und Curland. 1845. S. 77 ff. Löwis, Eichen. SS. 113 f. 131 f.





Politische Korrespondenz.

Gestatten Sie mir heute einmal, von den großen Angelegenheiten der Staaten und Völker auf das Gebiet persönlichen Interesses abzuschwenken. Ich darf bei Ihren Lesern gewiß warme Theilnahme für den Verlust voraussetzen, welchen jeder Deutsche in und außerhalb Deutschlands durch den Tod Heinrichs von Treitschke erlitten hat. Und genau genommen, wäre kein Ereigniß in Berlin, in Deutschland, aus der jüngsten Zeit zu verzeichnen, welches von so eminent politischer Bedeutung wäre, als dieser Todesfall. Welcher Deutsche kennt den Namen, die Werke Treitschke's nicht! Aber nicht jedem ist es gleich klar, wie groß der Einfluß dieses Mannes auf unser Volk war; erst der Tod wird Vielen seinen Werth für Denken und Fühlen der Menge, für das ganze nationale Leben zum Bewußtsein gebracht haben. Denn wenn seine schriftstellerischen Werke in weiten Kreisen mit ihrem von Patriotismus geläuterten Stoff wirkten, so vermag Niemand des reinen Feuers zu vergessen, das ihn einmal von der Hand Treitschkes sei es im Hörsaal, sei es bei gelegentlichen Festreden, oder auch im privatem Verkehr vorangeleuchtet hat. Andere mögen seine Schriften beurtheilen; für mich stand der Mensch höher als seine Schriften, und je länger je mehr empfinde ich die Lücke, welche mir persönlich dort klafft, wo ich seit nunmehr et va zwanzig Jahre gewohnt war, ihn zu sehen.

Das Donnerstag-Kränzchen! Einst unter Führung von Julian Schmidt, dem Litterarhistoriker, in der Potsdamer Straße bei Schulz, ein Stelldichein von etwa 20 Männern verschiedenen Berufs, meist Gelehrten, Künstlern, Beamten, aber auch Offizieren, Journalisten, Abgeordneten, oft besucht von Professoren und Künstlern von auswärts, eine zwanglose Gesellschaft, die sich Abends

an jedem Donnerstag, zwischen 9 und 12 oder 1 zusammenfand. Welche bunte Mannigfaltigkeit! Oben der kleine wortfarge, hitzige, derbe, kurz entscheidende, treue, biedere, Grog trinkende, knorrig tyrannische „Julian“ mit den großen Brillengläsern und dem wie eine Perrücke den Kopf umgebenden Haar; daneben der glatte Berliner Hermann Grimm; dessen Bruder Rudolf; der schneidige Bürgermeister und spätere Minister Hobrecht und sein Bruder, der Baurath; Meitzen, der Nationalökonom; Tiedemann, der Sekretär Bismark's; G. Schmoller, B. Gehn, Brunner, der Germanist, Behrenspfeinig, K. Kössler, Max Weber, Zimmermann, Treitschke; der Dichter Heinrich Kruse, von Cunn, der Staatsrechtler, gelegentlich auch der Maler Menzel, B. Nuerbach, L. Pietzsch, kurz, eine Reihe von Männern von Klang, die wieder andere hinbrachten, Abgeordnete, meist nationalliberale, etwas antisemitisch angehaucht, auswärtige Professore während der Ferien. Nach Schmidt's Tode schmolz der Kreis stark zusammen. Denn so anziehend die nun führende Persönlichkeit Treitschke's war, so fehlte die sammelnde, bewußte, leitende Hand Schmidt's, und so fand man seit Jahren wenige Reste von dem früheren Kreise draußen im Albrechtshof am Kanal. Aber sobald um 1/211 Uhr Abends sich die Thür öffnete und Treitschke's hohe, volle Gestalt mit einem freundlichen Lächeln und warm tönenden „guten Abend“ hereintrat, bedurfte es nicht neuer Gäste mehr. Die sonnige Heiterkeit, der unerschöpfliche Quell der Erzählung, der Zauber dieses Mannes war uns Allen genug um Stunden bei Wein oder Bier zu plaudern, bis der Wirth die Hausthür den letzten Gästen aufschließen mußte. Wie Viele ihrer da seit zwanzig Jahren verkehrt haben — es war Keiner, der an Treitschke — für mein Empfinden — heranreichte. Plaudern! Ja, das konnte man doch im eigentlichen Sinne nicht mit Treitschke, denn im sechsten Lebensjahre hatte er als Folge eines Scharlach's das Gehör verloren, und sobald er an den Tisch hertrat, kramte er vor Allem aus mehren Taschen Blockpapier und Bleistifte heraus, die rasch sich über den Tisch hin vertheilten: wer ihm was sagen wollte, schrieb hastig einige Zeilen, schob sie ihm hin, er warf einen Blick drauf, und dann nickte er mit einem langen „Ah“ dem Schreiber zu, oder antwortete lebhaft, oder brach in lautes, herzliches Lachen

aus, oder die Faust dröhnte auf den Tisch und dazu erklang ein Kraftwort, wie „Diese verfluchten Vierphilister, die kenne ich von Heidelberg her“ u. s. w. — Die ganze Kraft des Mannes, und die ganze Tiefe und Zartheit dieses Gemüths und die ganze sonnige Heiterkeit dieser Seele und die ganze kry stallreine Schönheit dieses Herzens — das klang Jedem aus jedem Wort, jedem Lachen Treitschkes entgegen. Welche Fülle des Wissens, und doch wie fern allem Dünkel, aller Salbung, aller prunkenden Lehrhaftigkeit! Welcher Schatz angeborener Größe und anerkannter Erfahrung! Welche Fülle des Wohlwollens und welcher Ernst der Leidenschaft für das Schöne wie gegen das Häßliche! Wie unnahbar war ihm das den Tauben so leicht beschleichende Mißtrauen! Wie leuchtete aus ihm die Wahrhaftigkeit! Wie spürte man immer und in Allem den Mann, edel, hilfreich und gut! Wie unverwundlich der Humor, ein steter Quell ergötzlicher Geschichten aus Vergangenheit und Gegenwart, ein dankbarer Hörer und Lacher für den Erzähler. Treitschke hat lange geglaubt, zum Dichter berufen zu sein, er hat eine Sammlung von Gedichten herausgegeben und erst als reifer Mann und unter dem Sturm der umwälzenden Politik Bismarcks sich der Geschichte ganz zugewandt. Er war kein kritisch-zersehbender Geist; metaphysischen Haarspaltereien hat er sich sicher nie gern hingegeben. Er war vor Allem ein schaffender Geist, darum verneinte er ungern und bewunderte er gern, darum ist sein Geschichtswerk so real bauend, so persönlich darstellend, und auch so leicht und stürmisch über Fehler und Zweifel hinwegblickend. Er war Poet und wäre er es nicht gewesen, so wäre er nicht der mächtig wirkende Historiker geworden, dessen Schriften erheben durch die Kraft der Darstellung, dessen Rede aber fortriß in der Wucht des nationalen, des sittlichen Empfindens.

Er schrieb, wie er oft klagte, schwer, mit Anstrengung, aber das lebendige Wort floß ihm leicht von den Lippen, und packte darum mehr als die Schrift, ob es nun in den dichtgefüllten Hörfälen der Universität oder an fröhlicher Tafel in humorvollem Tischsermon erklang. Und dabei welche Bescheidenheit, welche einfache Natürlichkeit! Vor Jahren saß ich an einem der Donnerstage einmal B. Auerbach gegenüber, der ohne viel zu reden sich damit

beschäftigte, auf Papierfetzen immer wieder etwas hinzukritzeln; endlich fragte sein Nachbar ihn: „Nuerbach, was schreiben Sie da?“ — „Ich schreibe Autographen“ (richtiger wäre wohl Autogramme gewesen) — „wollen Sie eins haben?“ und schob ihm einen der Zettel hin. Das ist das Gegenstück zu Treitschke, wiewohl die Eitelkeit Nuerbachs zu oberflächlich-naiv war um mehr als ein Lächeln hervorzurufen, um seine herzlich-gutmüthige Natur zu verderben. Von solchem Wahne aber klebte an Treitschke auch nicht der geringste Tropfen. Bei gesundem Selbstbewußtsein keine Spur von Eitelkeit; und was das bedeutet, wußte Bismarck als er meinte, man müsse, wenn man den Werth eines Mannes wissen wolle, alle guten Eigenschaften summiren und die Summe gegen seine Eitelkeit abwägen: was dann nachbleibe, das sei sein realer Werth. Bei Treitschke wäre kaum etwas von der Tugendsumme abzuziehen gewesen. Er hatte nichts Kleinliches an noch in sich, weder jene bewunderungsfüchtige Eitelkeit, noch selbst die kleinen Bewegungen des Körpers; er dachte, fühlte groß, er bewegte sich, trug sich in großen und einfachen Formen. — Treitschke war bei derber, guter Sinnlichkeit ein froher Zecher, ein Genießer ohne jeden Schein noch Zimperei, ein stets reger Beobachter, ein Haßer des leeren Zwanges, der Heuchelei, jeder Art von Muckerei; zugleich aber ein Mann von tiefer Religion, ein Idealist in allen Dingen, ja mehr noch, ein Schwärmer. Aber seine Schwärmerei war nie auf eitle Dinge, stets auf Großes und Schönes und Edles gerichtet, und wo er in seinem Wirken irrte aus diesem Drange der Leidenschaft, da irrte er in dem Wege zum Guten, nicht in dem Guten selbst. Er war das Gegentheil von einem Doktrinär und hat deshalb seine Meinung oft geändert — ein Ruhm, der ihn vor nur zu vielen großen Namen unserer Zeit auszeichnet, und der eben nur dem blüht, dem es möglich ist, die Eitelkeit des einmal gefällten Urtheils dem Selbstbekenntniß der geläuterten Einsicht zu opfern. Sein Idealismus, sein stürmender, ruhig und scharf zergliedernder Beurtheilung nicht sehr geneigter Geist waren nicht immer dem praktischen Urtheil günstig. So z. B. wenn auf Engländer und englische Politik die Rede kam. Heringskrämer, Heuchler, und wie er sie nannte — stets war es der unideale, auf Geldgeschäfte zielende Sinn, den er in der

englischen Politik mit zornig-lachenden Worten traf; und in diesem gerechten Zorn achtete er oft nicht derjenigen Eigenschaften der Engländer, welche dieses Volk so groß gemacht haben und es auch heute vor Andern auszeichnen. Mit welcher jugendlicher Liebe und Verehrung hing er andererseits an Deutschland, an den Hohenzollern, vor Allen an Wilhelm dem Alten; mit welcher Begeisterung an den großen Männern von 1870, an diesen Zeiten und Vorgängen! Aus einem alten sächsischen Soldatengeschlecht entsprossen und als Kind für den Kriegsdienst bestimmt, lebte die Soldatennatur bis zuletzt in ihm. Mit Begeisterung sprach er von der Herrlichkeit des Krieges, er selbst durchglüht von den edlen und erhebenden Leidenschaften des Kampfes, der Schlachten, des Heldenthums, der Aufopferung für eine große und edle Sache, unfähig der kleinen, sentimentalen Friedensseligkeit unserer Tage, welche im Kriege nur immer den Verlust an Gut und Blut nach Pfennig und Gramm genau zu berechnen weiß. Darum ist Niemand da, der ihn ersetzen könnte in dem stürmischen Schwunge, mit dem er die Jugend zu Selbstlosigkeit, Hingebung, Größe hinriß, in dem veredelnden Einfluß, mit dem er Tausende emporhob aus dem Tagesstaube. Um die Summe zu ziehen: ich bin nicht von denen, die leicht oder gern die Fehler bei Andern übersehen oder verdecken; ich weiß aber nichts was ich bei Treitschke hätte mißsen oder zulegen mögen. Und das ist mehr als ich von einem andern Manne sagen könnte.

„Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,
Ich werde nimmer seines Gleichen sehn.“*)

* * *

Wenn ich heute noch einige Zeilen der großen Politik glauben widmen zu dürfen, so wünsche ich das Bild festzuhalten, welches in ungewöhnlichem Maaße einheitlich geschlossen die gesammten Beziehungen der europäischen Mächte in diesem Augenblick wiedergiebt. Die Krönungsfeier zu Moskau mit ihrem Prunk amüßirt, interessirt Viele; es ist wohl das großartigste Fest, welches jemals

*) Dieser Tage wird ein Aufruf zu Sammlungen für ein Denkmal Treitschke's ergehen.

in der Welt gefeiert wurde. Denn war in Wien zur Zeit des großen Kongresses auch die gesammte politische Macht Europa's in seinen Fürsten versammelt, so hat man doch nie eine solche Menge von huldigenden Vertretern fremder Völker des Erdenrundes beisammen gesehen, als im heutigen Moskau. Aber nicht das ist es, was meine Gedanken nach Moskau fliegen ließ, nicht in der Aureole des äußern Scheines liegt die heutige Bedeutung Rußlands, sondern in der außerordentlichen Konzentration großen Einflusses auf die gegenwärtig wichtigsten Fragen der europäischen und außereuropäischen Politik. Das Bewußtsein hievon drückt sich allenthalben in der Meinung aus, daß die Entwicklung der politischen Beziehungen heute stille stehe, weil man in Moskau mit der Krönung beschäftigt sei, und daß nach der Krönung eine neue Aera beginnen, oder wenigstens wieder Leben in die erstarrte politische Welt kommen werde. Man hat da so unrecht nicht. Von dem Willen Rußlands hängt es ab, ob irgend ein Staat weiter in Frieden leben oder in den Kampf um die wichtigsten Interessen gestürzt werden soll. Ein Wink genügt, um die Franzosen gegen Deutschland zu entfesseln. Ein kräftiger Griff in Ostasien wirft dort Chinesen, Japaner, Engländer durcheinander; ein festes Vorgehen in Persien entfacht einen englisch-russischen Krieg; die armenischen Gräucl können schnell und sicher nur durch russisches Eingreifen beendet werden; eine russische Flotte braucht in aller Stille sich vor Konstantinopel zu legen, und die Türkei fliegt, sobald die bulgarisch-serbischen Minen angezündet werden, in die Luft, Byzanz wird russisch; an zehn Punkten kann Oesterreich von Rußland verwundet werden, ohne daß es sich wirksam auf friedlichem Wege dagegen schützen kann; in Aegypten wartet man auf das russische Kommando um gegen England vorzugehen. Diese Fragen sind der Hauptinhalt der Politik im heutigen Europa, und sie können alle durch Rußland zur Entscheidung gebracht werden, auch wenn andere Mächte es nicht dazu wollten kommen lassen. Niemals seit Napoleon I. ist eine solche Menge politischer Interessen, politischen Stoffes in einer Hand vereinigt gewesen. Und es giebt darunter Interessen, welche zu einer Entscheidung drängen. In früheren Korrespondenzen habe ich darauf hingewiesen, daß nachdem Rußland in so feste Verbindung

mit der Pforte getreten ist, die Wirkung davon sich bald in Aegypten werde spüren lassen, und daß die meisten lärmenden Rundgebungen, die England zu Hause und außerhalb, in Europa, Afrika, Asien veranstaltet, nur oder großen Theils dazu dienen, um seine Furcht vor einer Katastrophe in Aegypten zu verdecken; daß endlich der Feldzug in Dongola dazu dienen werde, die Streitkräfte in Aegypten zu verstärken. Das trifft nun ein, man kann in Paris die Beendigung der Krönungsfeste kaum erwarten in der Ungeduld, die ägyptische Szene zu öffnen: indische Regimenter werden nach Suakim geworfen, die dort frei werdenden Truppen an den Nil vorgehoben, und in Paris wird das mit Vergnügen auf die große Rechnung gesetzt, die, wie man hofft, recht bald den Engländern wird präsentirt werden. Diese Ausichten wirken wieder zurück auf das Verhalten zu Deutschland und erleichtern es dem neuen Ministerium gemäßigter Männer, die Beziehungen zu Berlin nicht von der steten Rücksicht auf gallischen Chauvinismus und Nevanhelust trüben zu lassen. Dieses hat eine erhebliche Beruhigung der Gemüther diesseits und jenseits des Wasgau's zur Folge. Nimmt man hinzu, daß Italien mit überraschendem Glück und wohl auch Geschick zu der Aussicht gelangt ist, aus dem leidigen Sumpf des Krieges in Abyssinien herauszukommen, und daß es ihm ebenso glücklich gelungen ist, seine Finanzen in Ordnung zu halten, sogar zu bessern, so versteht man die Beruhigung auch auf jener Seite der Alpen und die Stille, welche im Ganzen in Europa jetzt herrscht. Freilich darf man sich darüber nicht täuschen, daß diese Stille weniger durch allgemeine Befriedigung der Wünsche, als durch die Erwartung dieser Befriedigung herbeigeführt wird. Es ist die Spannung, mit der man, der Ruhe des Waffenstillstandes sich hingebend, der Eröffnung entscheidender Kämpfe entgegen sieht. Und für diese Zukunft bahnen sich Wandlungen in den Beziehungen der Mächte an, die vielleicht dauernd die alten staatlichen Kombinationen verändern werden.

Berlin, den 25. Mai 1896.

E. v. d. B.



Beilage

zur

Baltischen Monatschrift.

Juni 1896.

Inhalt: Um ein Stückchen Sammt. Littauische Erzählung von Herbert Rivulet (Baronin Gabriele von Schlippenbach).

Kunstbriefe. IX. Von J. Norden.

Litterarische Streiflichter. Von H. D.

Die Vier-Aleur von Transvaal. Nationalhymne der Buren. Uebersetzt von Guido Eckardt.

Nachdruck verboten.



„Um ein Stückchen Sammt“.

Littauische Erzählung

von

Herbert Rivulet. (Baronin Gabriele von Schlippenbach.)

Nachdem ich mein letztes, juristisches Examen als Kandidat gemacht, führte mich mein Schicksal weit fort von der freundlichen Stadt am Embach, ich wurde als Angestellter beim Friedensrichter nach dem littauischen Städtchen K. verschlagen, welches unweit Rowno's an der Eisenbahnstation gleichen Namens liegt.

Ich kam früh morgens an und fragte, ob es ein einigermaßen brauchbares Fuhrwerk gäbe, das mich weiter befördern könnte, denn der Ort meiner Bestimmung lag nicht nahe von der Station, vielmehr zwei Werst davon entfernt. Ein littauisches Bauernwägelchen mit einem wohlgenährten Braunen fand sich als bald ein und nachdem mein Mantelsack zu dem Kutscher auf den Vorderitz gehoben und ich selbst auf dem Sack hinter ihm Platz genommen, ging es in schlankem Trabe dem Städtchen zu.

Wir, der in Livland groß geworden, fiel die häßliche Tracht meines Koffelenters auf. Er trug großkarirte, bunte Beinkleider aus grobem Stoff, einen hellen Rock aus grauem Wand, der an der Taille anschloß, und eine blaue, abgetragene Tuchmütze, um den Hals einen gelb und rothen, langen Shawl. Das Gesicht des Mannes war ebenso unschön, wie seine Kleidung, schlichtes, blondes Haar hing ihm bis auf den Kragen hinunter, die hellblauen Augen und knochigen Züge verriethen auf den ersten Blick seine Herkunft. Kurz vor K. drehte er sich um und fragte mich in

einer breiten, unmelodischen Sprache etwas, wobei er mit dem Stiel seiner Peitsche auf das Städtchen deutete.

Ich verstand keine Silbe und schüttelte den Kopf, erkundigte mich darauf in russischer Sprache, was er sagen wollte. Er begriff es und wiederholte nun in entsetzlichem Russisch noch ein Mal die vorhin gestellte Frage, aus der hervorging, daß er wissen wollte, wo ich abzustiegen gedenke.

„Giebt es ein Gasthaus in K.“, lautete meine Erkundigung, „dann bringe mich dorthin“.

Er nickte und rief stolz: „Ja, Pan, Hotel de l'Europe“. Das Wort war so entstellt, daß ich einige Mühe hatte es zu erkennen. Bei der zweiten Wiedergabe desselben begriff ich es erst.

„Nun gut, so bringe mich dorthin“, befahl ich und mit halsbrechender Eile rasselte mein Fuhrwerk über das holperige Straßenpflaster, durch die noch stille Stadt. Sie bestand aus Holzhäusern und ziemlich ärmlichen Hütten. Ich habe im Lauf der Zeit viele Orte und Strecken Littauens kennengelernt, sie gleichen sich alle in ihrer Häßlichkeit, Unsauberkeit und Einfachheit. Weitgedehnt liegen sie da, von Gärten und Kartoffeläckern umgeben, viele Straßen sind ungepflastert, im Sommer herrscht ein widerlicher Staub, im Herbst und Frühling fußhoher Schmutz auf ihnen. Schweine, Federvieh, Hunde, Katzen und zerlumpfte Kinder treiben sich auf ihnen umher und stieben auseinander, wenn man naht. K. zählt indeß noch zu den besseren Städtchen des Landes und hat jetzt ungefähr 10,000 Einwohner, die meist aus Juden bestehen.

Im 17. Jahrhundert gehörten Schloß und Flecken den Fürsten Radziwill; ein herrlicher, alter Park umgiebt das Schloß, das in den Besitz des bekannten Grafen K. übergegangen ist, dessen Wittve es in den Sommermonaten bewohnt. „Hotel de l'Europe“, las ich vor dem Hause, an dem mein elegantes Fuhrwerk nach etwa halbstündiger Fahrt hielt. Der hochtrabende Name paßte wenig zu dem Gebäude und der jüdische Wirth, der mir mit kriechender Höflichkeit entgegenkam, sah nicht eben einladend aus.

„Herr Baraun“, redete er mich mit tiefen Bücklingen an, „Sie finden bei mir ein feines Logis, die Herrn Offiziere von

der reitenden Artillerie und die Herrn vom Gericht speisen oft hier. Sind lauter noble Menschen, die etwas davon verstehen, Herr Baraun“. (Herr Baron). Er warf sich stolz in die Brust. Nach einigem Hin- und Herreden wies man mir ein Zimmer an, in dem ich die erste Nacht in erbittertem Kampf mit allem möglichen Ungeziefer verbrachte; ich zog es vor das „Hotel de l'Europe“ in Zukunft zu vermeiden und mir eine Privatwohnung zu miethen.

Ich gehe über die erste Zeit meines Aufenthaltes in R. hinweg, nur so viel will ich bemerken, daß ich mich eifrig mit dem Erlernen der litauischen Sprache beschäftigte, die mir von Nutzen sein mußte. — In meinen Mußestunden streifte ich durch das Städtchen und seine Umgebung, es hat mich immer angezogen, Land und Leute kennen zu lernen, den alten Sagen und Traditionen nachzuforschen, deren volksthümliche Poesie einen eigenen Zauber für mich hat.

Der Tische Park stand eben im bunten Herbstschmuck, ich fand ihn überraschend schön und gepflegt.

Gleich in den ersten Tagen fiel mir eine Kirche in R. auf, die geschlossen stand. Bei näherer Erkundigung erfuhr ich, es sei eine reformirte Kirche, die Fürst Radziwill erbaut, als er mit seiner Familie vom Katholizismus zu dieser Religion übergetreten war. Er selbst liege mit den Gliedern seines Hauses einbalsamirt im Gewölbe und da die Säрге nicht geschlossen seien, könne man die Deckel leicht abheben und die Todten sehen.

Eine rastlose Neugier trieb mich dorthin und eines Tages richtete ich wieder meine Schritte zu dem einsamen Gotteshause, über dem ein geheimnißvolles Dunkel für mich zu herrschen schien.

Die Kirche steht innerhalb des Städtchens, vielleicht tausend Schritt vom Ufer des Flußes Newjaicha entfernt; der Stil ist halb gothisch, halb Renaissance, sie hat keinen Glockenthurm; derselbe steht getrennt nebenbei. Die Kanzel, überhaupt alles Holz, ist von Eschen, mit eingelassenem Golde verziert, die Wände sind schlicht weiß getüncht. Am Ende der Kirche befinden sich große Stühle mit dem Wappen der Fürsten Radziwill, und an der einen Wand hängt eine Tafel aus Stein, auf der in lateinischer Sprache die Einführung der Reformation und die Erbauung der Kirche verzeichnet sind. Man erzählte mir später,

daß nur noch wenige Reformirte in K. leben und nur einige Mal im Jahr ein Prediger hier Gottesdienst abhält.

Ein alter Mann, der in der Nähe wohnte, folgte mir und meinem Führer, er humpelte an einem Stock hinter uns her und redete mich an.

„Aha, Sie besuchen dem Radziwill seine Kirche, ist ein schönes Ding, schade, daß hier keine Messe gelesen wird“.

„Wann lebte Fürst Radziwill?“ fragte ich.

„O, das ist lange her, sehr lange“, erwiderte mein Begleiter, „er wurde am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erschlagen, so um das Jahr 1615 herum“.

„Wie?“ fragte ich „wer hat das gethan?“

„Sein Diener, der Anton, der hat es ihm heimgezahlt, daß er den Keberglauben annahm“.

„Es geschah ihm Recht“, murmelte der alte Littauer, „er war doch als guter, katholischer Christ geboren und getauft“.

Der Alte bekreuzigte sich und fuhr schwachhaft fort: „Es heißt, seine Verwandten hätten den Anton bestochen, er war ein strenger Herr und bei den Leuten verhaßt, da hat er es abbekommen“.

„Sie können den Radziwill sehen, Herr“, warf mein Führer ein, „er liegt drunten im Gewölbe, die Wunde ist deutlich zu sehen, die ihn tödtete. Allerdings sieht er etwas braun und verschrumpft aus nach mehr als 200 Jahren, ist aber sonst wohl erhalten“.

Nun regte sich meine Neugier erst recht und ich beschloß, mich durch den Augenschein zu überzeugen, deshalb bat ich den Mann mir das Grabgewölbe zu erschließen.

Ein tiefer Schauer durchrieselte mich, als ich mit meinen beiden Begleitern die Steinstufen hinabstieg. Eine dumpfe Luft schlug uns entgegen, durch ein kleines Fenster fiel das Tageslicht schräge hinein. Es genügte kaum, um mich die Gegenstände erkennen zu lassen.

In der Mitte stand des Fürsten Sarg, mehrere kleine und große befanden sich in den Nischen und Wänden.

„Das ist dem Radziwill sein letztes Haus“, sagte mein Führer, „wollen Sie ihn sehen?“

Als ich bejahte, hob er mit dem alten Littauer den Deckel ab, dann entzündete er ein Lichtstümpfchen und befestigte es in

dem Leuchter, der zu Häupten des Todten stand. Mit leicht begreiflichem Grauen ruhten meine Blicke auf der Gestalt, die lang gestreckt dalag.

Also das war der Fürst Radziwill gewesen, dieser so friedlich Schummernde, mit den noch wohlerhaltenen Zügen! — Die mächtige Hafennase trat scharf aus dem verwitterten Gesicht hervor; über die kahle Stirn lief ein klaffender Spalt, der von dem Todesstreich des eigenen Dieners herrührte, der zum Mord gedungen ward. Dieser heimtückische Streich hatte den stolzen Mann darniebergestreckt, wie der Blitz die königliche, starke Eiche. — Die Leiche war mit schwarzsammtenen Kniehosen und seidenen Strümpfen bekleidet, ein Rock mit reicher Stickerei war von demselben Stoff und derselben Farbe wie die Beinkleider. Die wachsblichen Hände lagen auf der Brust gefaltet. Ein herrlicher tief violetter Sammtmantel umhüllte den Todten. Ich stand lange in Betrachtung der fürstlichen Leiche, die merkwürdig frisch und gut erhalten war. Das seltsame Gebahren des alten Littauers weckte mich aus meinem Sinnen. Er kauerte auf den Fliesen des Gewölbes und betrachtete aufmerksam den Mantel des Fürsten, dann hob er ihn am Fußende auf und zog etwas heraus.

„Es ist alles in Ordnung“, flüsterte er mir zu.

„He, Alter, thut Eure Hände weg!“ rief mein Führer rauh, „laßt den Radziwill in Ruhe“.

„Sehen Sie, Pan“, fuhr der Gescholtene geheimnißvoll fort, „hier fehlt ein Stück Sammt, und hier das zweite“.

Er hob die Decke und zeigte sie mir. In der That, zwei Stücke waren aus ihr geschnitten, sie mochten etwa eine halbe Elle lang und etwas breiter sein.

„Wer hat das gethan?“ fragte ich gespannt.

„Der Dsſip Stankeitis weiß es, der Dsſip Stankeitis weiß es“, kicherte der Littauer, „ihm hat es die Großmutter erzählt, es ist eine alte, alte Geschichte und alles um ein Stückchen Sammt, lieber Pan“.

„Er ist nicht recht bei Sinnen“, raunte mir mein anderer Begleiter zu. „Na, Alter, was kuckt Ihr denn da wieder an?“

„Seht her, das ist das Hemdlein, das die fromme Barbara dem Radziwill heimlich gestrickt hat,“ sagte der Bauer.

Er hielt ein grob gestricktes Gewebe in der Hand.

Der erzürnte Führer nahm es ihm heftig fort und legte es in den Sarg hinein.

„Schweigt, Dummkopf“, herrschte er ihn an, „helft mir lieber den Deckel schließen. — So, — nun kann der Fürst wieder ungestört schlafen“.

Ich trat in die stille Kirche zurück. Das Abendroth fiel durch die buntgemalten Fenster, es ließ noch ein Mal die schlichte Ausstattung des reformirten Gotteshauses vor meinen Augen ausleuchten. Eine tiefe Schwermuth lag auf der Kanzel, auf dem Altar und den Stühlen der fürstlichen Familie, deren Oberhaupt erschlagen drunten ruhte.

Draußen dunkelte es schon, als ich durch das hohe Portal schritt, ich sog gierig die frische Herbstluft ein. Mir war seltsam erregt zu Muth, die Majestät des Todes hatte mich tief erschüttert, mir das Nichtige unseres Erdendaseins vor Augen geführt. Ueber den Glockenthurm zog eine Schaar Krähen, weich und leise sank die milde, dunkle Nacht, die Erde wie in einen Samtmantel einhüllend.

Wie ein Samtmantel! — — Mir fiel plötzlich der Vorgang in der Kirche ein, die beiden fehlenden Stücke in dem Leichenschmuck des Adzivil, das seltsame, wollene Hemdlein zu seinen Füßen und des alten Littauers geheimnißvoll gemurmelte Worte, „um ein Stückchen Sammt“. — Was mochten sie wohl bedeuten? Wer hatte den Raub begangen, wer das grobe Hemdlein gearbeitet?

Die beiden Andern hatten gleichfalls die Kirche verlassen, ich drückte dem Führer ein Trinkgeld in die Hand und entließ ihn. Dann folgte ich dem alten Bauern in seine niedere Hütte, in der Absicht von ihm die Geschichte zu hören, die meine Neugier erregt hatte. Alle meine Bitten vermochten ihn nicht, den Schleier zu heben, er lachte höhnisch und sagte nur: „Verstehe nichts“.

Dabei blieb er verstockt. In der That war meine Kenntniß der littauischen Sprache damals noch so mangelhaft, daß ich eine längere Unterhaltung schwer beherrschen konnte. Ich nahm mir daher vor, meine Studien weiter fortzusetzen und die Freundschaft des Ossip Stankeitis zu gewinnen.

Die nun folgenden Wochen benutzte ich dazu, die Sprache des Volkes mir anzueignen und da ich schnelle Fortschritte machte, verstand ich bald alles, wenn mir selbst auch noch oft Worte fehlten, um die eigenen Gedanken auszudrücken. Es zog mich häufig zu der stillen Kirche hin, deren verschlossene Thür jetzt selten geöffnet wurde, wenn der reformirte Prediger die kleine Gemeinde um sich versammelte.

Sinjt hatten die Flügel ihres Portales weit offen gestanden, die buntgemalten Scheiben hatten ihr Licht auf die allsonntäglich erscheinenden Glieder der fürstlichen Familie geworfen, von dem Glockenthurm rief die helle Stimme der Glocke weit über Land, damals als der Radziwill noch Besitzer K.'s gewesen und den Aezerglauben angenommen mit seiner Familie. Und nun lag er in dem Gewölbe und das Gotteshaus war geschlossen, eine düstere Poesie breitete sich darüber, die Jahre zogen dahin, ihre Spur auf den verwitterten Mauern zurücklassend!

Durch kleine Geld- und Tabackspenden machte ich den alten Vittauer zutraulich; nach und nach erzählte er mir, was ich zu erfahren trachtete. Ich will hier kurz zusammenfassen, was er mir mit vielen Abschweifungen mittheilte und ergänze die Lücken, die in des Halbrindischen Erzählung sich einfanden. Da die Hauptthatfachen ihm frisch im Gedächtniß erhalten geblieben, werde ich wohl den richtigen Zusammenhang zwischen den einzelnen Begebenheiten ziemlich genau errathen haben. Ich will die einfache Dorfgeschichte, die halb Sage, halb Wirklichkeit sein mag, hier niederschreiben und sie „um ein Stückchen Sammt“ benennen.

„Das Städtchen K. war zur Zeit meiner Großmutter noch ein elendes Ding“, fing Stankeitis an, „eigentlich nur ein großes Dorf, das fern von dem Verkehr der großen Städte lag und schwer zu erreichen war. Meine Ahne, die Großmutter der meinigen, lebte zu der Zeit des Radziwill um 1620 in K., welches damals ein Fürstenthum war, nebst Lobti und Datnoß, zwei Besitzungen, die 25 Werst entfernt liegen. Wenn der Radziwill zu den Jagden seine vornehmen Gäste empfing, dann herrschte buntes Leben im Flecken, die reichen Kavaliere zogen mit Rossen und Gefolge auf's Schloß, schöne Damen begleiteten sie und das Hifthorn tönte in den Wäldern, der Schwarm der fürstlichen Freunde und Jagd-

genossen ritt durch die Straßen, von den Bauern bewundert und begafft.

Meine Ahne lebte mit ihrer alten Mutter etwas außerhalb K.'s, in einem armseligen Lehmhütchen. Die beiden Frauen ernährten sich kümmerlich aber rechtschaffen, und während die ältere Frau spann und webte, streifte ihre Tochter durch Wald und Feld, sammelte Beeren und Kräuter, Pilze und gefallenes Holz. Aus den Kräutern kochte die Martha Zurschuß heilkräftige Arzneien und Salben, welche die Bauern ihr abkauften. Die Beeren und Pilze brachte Barbara, so hieß meine Ahne, in den Flecken zu den reichen Lohgerbern, von denen um diese Zeit gegen dreihundert in dem Flecken lebten. Das Leder wurde später nach Deutschland gebracht und dort für schweres Geld eingetauscht.

Sie soll sehr hübsch gewesen sein, die Barbara, und fromm und arbeitsam war sie auch. Neben dem Häuschen der beiden armen Frauen lag die Wiese des wohlhabenden Wirthes Peter Muschkinis. Sein Sohn war der Spielgefährte der kleinen Littauerin, damals, als sie noch die Gänse des Nachbarn hütete. Oft schlich der gutherzige zwölfjährige Junge zu dem achtjährigen Mädchen hinaus, das hungrig und frierend ihren Dienst verrichtete, er steckte ihr zuweilen einen Apfel oder ein Stück Brod in die Hand oder jagte sich mit ihr umher. Er quälte sie aber auch, riß sie an den blonden Zöpfen oder schlug sie, wenn sie ihm nicht folgte und die ihr anvertrauten Gänse nicht im Stich ließ, um mit ihm zu spielen. Trotzdem waren sie die besten Freunde.

Als Barbara dreizehn Jahre zählte, starb ihre Mutter. Die Waise zog fort, weit nach dem Wilnaschen Gouvernement und lange hörte man nichts von ihr im heimathlichen Dorf. — Der Nadziwill erbaute inzwischen die Kirche und trat mit großem Pomp zur reformirten Religion über. Sein Diener, der Anton erschlug ihn und er wurde in dem Gewölbe beigesezt, nachdem er kunstvoll einbalsamirt war. K. war wenig verändert, als meine Ahne nach sieben Jahren den Ort wieder sah. Sie kniete am Grabe ihrer Eltern und betete andächtig ihren Rosenkranz, dann ging sie ihr Häuschen aufsuchen. Sie fand es nicht mehr, der Nachbar, Peter Muschkinis, hatte es niedgerissen, als er das kleine Grundstück kaufte.

Der Littauer hegt eine zähe Anhänglichkeit für die Scholle, die ihn geboren und groß gezogen hat, und so wünschte Barbara sehnlichst in K. einen Dienst zu finden. Sie verdingte sich bei einem Wirth in der nächsten Nähe des Fleckens, dessen todtkrankes Weib der Pflege bedurfte. Die drei kleinen Kinder des Ehepaares hingen bald mit Liebe an der neuen Magd, die sie freundlich wartete und den Hausstand trefflich besorgte.

Oft hörte sie von ihrem früheren Kindheitsgespielen, dem Peter Aufschinis, sprechen. Er war seit dem Tode seines Vaters Herr in dem Gesinde, das er von dem Fürsten Wladislaw Radziwill in Erbpacht hatte. Der Sohn des erschlagenen Radziwill war ein gütiger Herr, der seine Leibeigenen liebte und Gutes that. Er lebte fast immer in Warschau und kam selten nach K.; kürzlich hatte er sich mit Anna von Treiden verlobt, einer Livländerin von altem Adel.

Barbara erfuhr, daß Peter auf Freiersfüßen stand; es hieß, daß er zwischen zwei jungen Mädchen schwankte, der Tochter des reichen Lohgerbers Michael Medizki, der Bierenza, und der hübschen Josefa, deren Vater ein freier Mann war und das Amt eines Ältesten in K. vertrat. Beide, sowohl Bierenza, wie auch Josefa wollten dem stattlichen Burtschen wohl und wetteiferten darin, wer von ihnen sich am schönsten schmücken werde, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Peter war sehr wetterwendisch in seiner Gunst, bald zeichnete er Josefa beim Tanz im Kruge aus, bald reichte er Bierenza das Weihwasser beim Ausgang aus der Kirche und geleitete sie nach Hause. Die Nebenbuhlerinnen haßten sich ehrlich und keine ließ der Andern ein gutes Haar.

Bisher hatte Barbara Peter Aufschinis nur von Weitem gesehen; sie war so vielbeschäftigt, daß sie nicht Zeit hatte, sich an den Zusammenkünften der Jugend und an ihren Vergnügungen zu betheiligen.

„Guten Abend, Barbara“, sagte eine männliche Stimme, als sie mit den drei kleinen Kindern des Bauern auf der Wiese hinter dem Hause war und eben im Begriff stand die Kühe zu melken.

Sie blickte auf und trat an den Zaun aus Strauchgeflecht, der das Anwesen ihres Brodherrn von dem des Nachbarn trennte.

Peter stand dort und sah zu ihr hinüber, die kurze Peise im Munde, die Hände in den Rocktaschen.

„Bist also wieder nach K. zurückgekommen“, sagte er, „wo warst du denn so lange?“

Sie deutete mit der Hand nach rechts.

„Drüben im Wilnaſchen“, gab sie zur Antwort.

Die Unterhaltung stockte, der Bursche rauchte gemächlich und sie hob das jüngste Kindehen auf den Arm, das zu ihr hinanstrabte, einen kläglich bittenden Laut ausstoßend.

„Haßt du es gut bei dem Mechninkus?“ fragte er in seiner kurzen Art.

Barbara nickte.

„Die Bäuerin ist krank“, erwiderte sie, „mich dauern die drei kleinen Kinder“.

„Er kann dich heirathen, wenn sie todt ist“, versetzte Peter trocken.

„Das könnte schon sein“, gab sie ebenso zurück.

„So“? — der Kopf des jungen Littauers fuhr heftig auf.

„Bist wohl deshalb bei ihm?“ höhnte er, „na, ich hab' nichts dagegen“.

Er wandte sich ab und Barbara ging wieder an ihre Arbeit. Sie sang dabei leise ein altes, littauisches Volkslied:

„Ging auf der Wiese, Blumen zu pflücken,
 „Kam da mein Liebster und kannte mich nicht.
 „Wollte den Strauß wilder Blüthen ihm reichen,
 „Er aber blickte mir fremd in's Gesicht.

„Ging an den Fluß, um Wasser zu schöpfen,
 „Rufet der boshafte Niz mir dort zu:
 „Liebe und Treue sind eitele Worte,
 „Komm zu mir nieder, hier findest Du Ruh!“

* * *

Am nächsten Sonntag ging Barbara zur Messe und kniete wieder in der schlichten Kirche, wo sie so oft als Kind neben ihrer Mutter gebetet hatte.

Sie blieb nicht mit den Uebrigen nach Schluß des Gottesdienstes vor der Kirche stehen, um sich die Tische zu betrachten,

auf denen Rosenkränze, Heiligenbilder, Krutzifixe und Weihwasserkeßelchen feilgeboten wurden. Der Bauer trieb zur Eile, seine Frau war kränker geworden in den letzten Tagen und Barbara jeden Augenblick nöthig.

„Die werden gewiß ein Paar, wenn die Meschninkus erst gestorben ist“, hieß es überall; „hübsch ist die Dirne und fleißig und geschickt“.

„Aber blutarm“, warf Josefa spitz darein, „sie kann froh sein, wenn sie sich in solch' warmes Nest setzt“.

„Ja, sie versteht mehr als du“, höhnte Bierenza giftig, „du putzest dich nur; alle Sonntage ein neues, seidenes Kopftuch. Aber ich sage dir, ich werde dich doch noch übertreffen, zum Frohnleichnamsfest, da ist die große Prozession um die Kirche, — na, ich will nichts weiter sagen“.

„Thu nur nicht so vornehm!“ rief Josefa, „man weiß, daß es deinem Vater seit einiger Zeit nicht besonders gut geht; ich möchte wissen, wo du immer die schönen Sachen herbekommst?“

Beide Mädchen sahen sich gereizt an.

Peter stand dabei und schmunzelte. Unwillkürlich dachte er an ein anderes Gesicht, das sanft und freundlich zu ihm aufgeschaut. Dort drüben auf der Wiese des Meschninkus hatte sie gestanden, ein kleines Kind in den Armen. „Wie die Madonna am Hochaltar“, meinte er. Heute begleitete er keine seiner beiden Verehrerinnen, er nickte ihnen kurz zu und trat an einen Tisch. Dort wählte er lange unter den umherliegenden Gegenständen, kaufte etwas und barg es in der weiten Tasche seines Rockes.

Am Nachmittage stand er wieder am Baun und wartete auf Barbara, aber sie kam nicht und enttäuscht ging er in den Krug, trank mehr, als gut war und sprach lebhaft mit Josefa, Bierenza garnicht beachtend, welche sich vergeblich mühte seine Aufmerksamkeit zu fesseln.

Auch an den folgenden Tagen fehlte Barbara beim Melken der Kühe. Die Frau des Meschninkus lag im Sterben; am Donnerstag kündete die grelle Stimme des Todtenglöckleins ihr Ableben.

Bei der Beerdigung sah Peter die Heimlichgeliebte wieder. Sie bediente die Gäste, die nach der Sitte des Landes reichlich bewirthet wurden.

„Sie thut schon, als sei sie hier die Hausfrau“, klatschten die alten Weiber, „und doch liegt die Martha Meschninkus noch in ihrem Sarge drüben in der Kammer“.

Peter hörte es und ergrimnte innerlich. Warum? — Er fragte es sich. Was ging ihn die arme Barbara an. Sie schien ihn gar nicht zu beachten und ein Mal, als er sie anredete, that sie, als ob sie es nicht hörte. Am andern Morgen sprach Peter sie aber doch.

Dieses Mal trafen sie sich am Fluß, wo die Littauerin Wäsche spülte. Er zog mit seinem Pfluge bedächtig die Furche im Acker zu Ende, dann trat er auf sie zu.

„Da“, sagte er, „das hab' ich dir gekauft, Barbara“.

Er hielt ihr einen kleinen Gegenstand hin. Es war eins jener bunten Bildchen, wie die Bauern sie gern haben und stellte die heilige Barbara vor.

„Für mich!“ rief sie erfreut, „o, Peter wie gut du bist“.

Sie wischte ihre nasse Hand ab und reichte sie ihm.

„Ich danke dir, mir hat noch nie Jemand etwas geschenkt“.

„Ich möchte bald eine Frau nehmen“, sagte Peter bedächtig, „welche meinst du soll ich wählen, die Josefa oder die Bierenza?“

Die Finger des Mädchens lösten sich aus denen des Burschen.

„Die, welche du liebst“, erwiderte sie einfach.

Er lachte, „das ist Nebensache, die welche am reichsten ist, meine ich“.

Sie schüttelte den Kopf.

„Du denkst nicht so? Nun, wirst du den Meschninkus auch nicht wählen, wenn du ihn nicht magst?“ fragte er lauernd.

„Nein“, kam es über ihre Lippen, dann sagte sie hastig:

„Ich muß in's Haus, die Kinder rufen gewiß schon nach ihrer Morgensuppe“.

Silig verschwand sie hinter dem Weidengebüsch, Peter stand und sah ihr nach. Der Wind trug das alte Volkslied zu ihm hinüber:

„Ging auf der Wiese, Blumen zu pflücken“ . . .

Er lauschte dem immer weiter verhallenden Gesang. Bei der Strophe: „Liebe und Treue sind eitele Worte“, schlug er heftig mit der Faust auf einen umgestürzten Baum und rief: „Und ich werde dich doch noch heirathen, Barbara Zurfchuß!“ —

Der junge Fürst Radziwill war nach A. gekommen mit seiner schönen Braut. Die reformirte Kirche wurde gereinigt und geschmückt, denn seine Hochzeit sollte bald gefeiert werden.

Eines Abends ging Barbara an der Kirche vorbei. Die kleine Thür, die zu der Sakristei führte, stand geöffnet und sie schlüpfte hinein. Sie wollte das Gewölbe sehen, in dem der erschlagene Radziwill lag. Der Aberglaube des Volkes behauptete, er gehe als Geist um, wenn es wieder Vollmond sei und der Tag seines Todes sich nahe. Es war jetzt September, und Ende des Monats war es gewesen, als sein Diener ihn mordete. Unbemerkt gelangte die Littauerin hinein. Fast schrie sie laut auf, denn der Sarg stand offen da. Fürst Vladislaw wünschte, daß es so sei, bis er vermählt worden. Als fromme Katholikin verabscheute sie den Mörder, als gute Christin aber kniete sie nieder und betete ein Paternoster für den Todten. — Und noch etwas Anderes, Persönliches bewegte ihre Lippen: das heiße Flehen, die inbrünstige Bitte, sie mit Peter Anshkinis zu vereinigen, denn die Liebe zu dem Gespielen ihrer Jugend war mächtig in ihrem Herzen erwacht. Plötzlich fuhr sie heftig auf, — Schritte näherten sich dem Grabgewölbe. — Sie duckte sich ängstlich hinter den Sarg der verstorbenen Tochter des Fürsten, der im Hintergrunde stand. Die nur leicht angelehnte Thür öffnete sich, ein Mädchen trat hinein, — es war Josefa. Scheu blickte sie sich um, — dann bückte sie sich über des Radziwill Leiche — und, — — Barbara hätte fast aufgeschrien, als sie sah, was die Littauerin that.

Sie hatte etwas Blankes in der Hand und schnitt ein Stück Sammt aus dem Mantel des Erschlagenen. —

Schnell entfernte sie sich alsdann mit ihrem Raube. Barbara war wie gelähmt, sie konnte kein einziges Glied bewegen und zitterte am ganzen Körper; still kauerte sie am Boden und wagte nicht aufzustehen. Wie lange mochte dieser Zustand gedauert haben? Waren es Minuten, waren es Stunden? —

Zuletzt ermannte sie sich und wollte fort, — fort von dem Ort, wo sie so Schreckliches hatte schauen müssen. Doch da, — abermals schlich es behutsam herbei, wieder ging die Thür: eine zweite weibliche Gestalt zeigte sich.

War es die Diebin Josefa, die wiederkehrte, von Gewissensbissen gepeinigt? Brachte sie ihren Raub zurück, das entwendete Stückchen Sammt?

Nein, sie war es nicht, dieses Mal war es Vierenza. — — Barbara glaubte zu träumen, als sich genau derselbe Vorgang wiederholte und ein zweites Stück Sammt herausgeschnitten wurde. — — —

Als sie wieder allein war, erhob sie sich. Sie bückte sich und sah, daß zwei ziemlich gleiche Stellen in dem Mantel des Radziwill fehlten. Sorglich ordnete sie die schweren Falten, so daß man den Frevel nicht sah.

„Armer Fürst“, dachte das fromme Mädchen, „man hat dich bestohlen, ich will dir als Sühne ein wollenes Hemdlein stricken und es Dir in deinen Sarg legen, aber keiner lebenden Seele will ich es erzählen, es ist zu entsetzlich!“

Sie bekreuzigte sich und eilte hinaus, von abergläubischer Furcht geschüttelt, denn es war ihr, als verfolge sie der Todte, dessen Eigenthum geschändet worden war.

Der Diebstahl wurde nicht bemerkt, dank der Fürsorge Barbara's. Die Hochzeit des jungen Radziwill wurde glänzend gefeiert und als das Paar später am Sarge des Vaters kniete, ahnte es nicht, was hier vor einigen Tagen geschehen war.

Barbara war dagegen Tag und Nacht mit diesem Gedanken beschäftigt. Sie fand keine Ruhe, bis sie das dem Todten versprochene Hemdlein beendet, und da sie wenig freie Zeit hatte, saß sie des Nachts in ihrer Kammer und arbeitete rastlos, mit fliegenden Händen und klopfenden Pulsen. Der volle Mond schien hell zu ihr hinein und sie blickte dazwischen furchtsam hinaus. Kam der Radziwill nicht dahergeschritten, klopfte er nicht an ihr Fenster, forderte er sie nicht auf, als Anklägerin aufzutreten, ihm Recht zu schaffen, die Schuldigen anzugeben? —

„Du siehst krank aus, Barbara“, sagte der Wittwer, „arbeitest Du nicht zu viel?“

Und als sie verneinte, fuhr er fort: „Um Michaelis ist's ein halbes Jahr, daß die Bäuerin todt ist, was meinst du, willst du mich dann nehmen? die Kinder brauchen eine Mutter und das Haus eine Frau“.

„Nicht jetzt, es ist noch zu früh“, stotterte sie verlegen, dann eilte sie davon.

Sie stand wieder auf der Wiese und begoß das Linnen, das zur Bleiche gelegt war. — Ihr Kopf schmerzte, die Glieder waren ihr schwer wie Blei, — und das Herz erst recht, das lag ihr wie ein Stein in der Brust, denn es hieß, daß Peter Muschkinis sich nun bald mit einer seiner Verehrerinnen verloben werde. Barbara wollte dann fort, K. verlassen, einen Dienst weit von dem geliebten Geburtsort suchen, — denn — — —

„Soll ich dir Wasser aus dem Fluß holen?“ unterbrach eine Stimme ihre traurigen Gedanken.

Sie wurde glühend roth und sagte kurz: „Kann's ja auch selber besorgen, Bauer“.

„Na, siehst nicht zum Besten aus“, brummte er, „gieb nur her!“

Er riß ihr fast den Eimer aus der Hand, füllte ihn am nahen Fluß und stellte ihn neben sie, dann sah er zu, wie sie das derbe Gewebe begoß.

„Warum kommst du nie zum Krüge wie die anderen Mädchen, bist wohl zu fein dazu, he?“

„Was soll ich dort?“ gab sie zurück, „willst du mit mir tanzen?“

„Ja. — Sonntag wird's hoch hergehen, alle die Nachbarn kommen zum Frohnleichnamsfeste nach K.“

„Auch die Josefa und die Bierenza werden wohl bei der Prozession zugegen sein? Die bösen Dirnen, die“ —

„Bist wohl eifersüchtig?“ lachte er.

Barbara erbleichte, fast wäre ihr das streng gehütete Geheimniß entschlüpft.

„Sind ein Paar schmutze Mädchen alle beide“ versetzte Peter, „welche meinst du gefällt mir besser?“ — „Die Josefa wahrscheinlich, die hat es allen Burschen in K. angethan“.

„Nein, die nicht“.

„So ist es Bierenza“, kam es fast unhörbar über Barbaras Lippen.

„Nein, auch die meine ich nicht. Weißt du es denn nicht?“

Er kauerte neben ihr und wollte den Arm um sie legen, da stürmten die beiden Buben des Meschninkus über die Wiese, nach ihrer Pflegerin rufend,

Sie tauschten nur einen flüchtigen Händedruck, ehe die Knaben sie erreichten.

„Also Sonntag“, sagte Peter bedeutungsvoll und die junge Littauerin nickte.

„Wie lege ich dem Radziwill das Hemdlein in seinen Sarg?“ dachte sie und arbeitete eifrig Nacht für Nacht an dem frommen Liebeswerk, obgleich sie sich sehr krank fühlte.

Die Frohnleichnamsprozession fand statt, Barbara folgte ihr andächtig. Sie schaute vergeblich nach den beiden Rivalinnen um Peters Gunst aus, erblickte sie aber nicht in der Menschenmenge.

Am Nachmittage zog sie ihren Sonntagsstaat an, den groß karirten, faltigen Rock der Weiber ihres Stammes, die derben Lederschuhe und die hellgraue Jacke aus selbstgewebtem Wand. Sie betrachtete kopfschüttelnd die Einfassung derselben aus verschossenem Sammt, auch das Kopftuch bestand nur aus einem einfachen, wollenen, großgeblumten Stoff.

„Wird Peter mit mir tanzen, wird er sich meiner nicht schämen“, dachte sie, „ich bin so ärmlich gekleidet“.

Sie fühlte sich eigentlich recht unwohl, hatte sie doch die ganze Nacht an dem Hemde gearbeitet; nun war es fertig und lag in dem roth und blau bemalten Holzkasten, in dem sie ihre geringe Habe barg. Sie preßte die Hand an die hämmernde Schläfe, der Kopf brannte, ein Schwindel packte sie, fast bewußtlos lehnte sie einen Augenblick gegen den Pfosten ihres Bettes.

— Im Kruge quiekte bereits die Fiedel des lahmen Stasi und der Bass, den der Schmied K's. spielte, brummte darein, als Barbara in den Krug trat. Das erste, große Zimmer war mit Bauern gefüllt, die rauchend und trinkend auf den langen Bänken an den Wänden saßen. Ein dicker Tabacksqualm schlug der Eintretenden entgegen und raubte ihr den Athem.

„Ob Peter schon da ist?“ dachte sie und setzte sich bescheiden in eine Ecke, „und ob Josefa und Bierenza kommen werden?“ Sie hob die Augen und sah wie beide Mädchen aus dem Nebenzimmer kamen, sie waren in heftigstem Wortwechsel. —

„Beide waren sehr gepuht und obgleich sie die landesübliche Kleidung trugen, war dieselbe aus feineren Stoffen. Ein großes,

buntseidenes Tuch lag um ihre Schultern und die Jacke, — die Jacke — !! —

Barbara starrte mit weit aufgerissenen Augen hin. Das also war der Zweck des Raubes an dem Radziwill. Mit einem Streifen des köstlichen, violetten Sammt waren sowohl Josefa's wie auch Bierenza's Sonntagsjacke besetzt.

„Du bildest Dir wohl ein, daß du heute alle Köpfe verdrehen wirst“, kreischte Josefa, auf ihre Feindin eindringend, „darum hast du dich so aufgedonnert“.

„Mein Vater kann es“, gab Bierenza giftig zurück, „während man bei dir staunt, wo der Staat herkommt“.

Peter stand dabei und hörte phlegmatisch zu. Seine Augen irrten suchend umher, endlich fand er Barbara und schritt auf die dunkle Ecke zu, in der sie saß.

Die Streitenden sahen ihm verblüfft nach, folgten aber doch der Aufforderung zweier jungen Burschen, die mit ihnen tanzen wollten.

Als sie bei Barbara vorbeikamen, ertönte ein schriller Schrei: „der Radziwill, der Radziwill! Sie haben den Sammt von seinem Mantel gestohlen, ich sah es. Jetzt tanzt er hinter ihnen her und will sie erdroffeln, da — er streckt den Arm nach ihnen aus, — er packt sie am Halse, — o weh! o weh!“ —

Alle blickten voll Entsetzen zu der Rufenden hinüber, die bewußtlos zusammenbrach. Die Musik verstummte, die Menschen drängten sich herzu, Peter hob Barbara auf die Arme und trug sie in sein Haus, das ganz nahe lag; die beiden Schuldigen aber standen bleich und zitternd da und sahen wie das böse Gewissen selbst aus.

Und jetzt fiel es den Bauern auf, wie köstlich die Borte an den Jacken der Mädchen war. Solchen Sammt gab es weit und breit nicht, das war ächter Fürstensammt, wie ihn der Radziwill als Leichenschmuck trug. — Schnell liefen einige neugierig zur Kirche und untersuchten den Mantel des Todten, — es fehlten richtig zwei Stücke daraus. Da wurden die beiden Diebinnen eingesperrt und der junge Fürst Vladislaw von dem seltsamen Vorfall unterrichtet. Barbaras Fieberreden schilderten den Hergang genau, sie bat immer wieder, das von ihr gestricke Hemdlein dem

Kadziwill in den Sarg zu legen, als Ersatz für den Raub, der an ihm begangen war.

Man fand Josefa in ihrem Kerker erhängt, da sagten die abergläubischen Littauer: „das hat der Geist des Erschlagenen gethan, er hat sich gerächt.“

Noch schlimmer erging es Bierenza. Die Angst vor der harten Strafe zerrüttete ihren Geist, sie war wahnsinnig geworden.

Das Hemdlein der frommen Barbara hat der junge Fürst eigenhändig in des Vaters Sarg gelegt, dort könnt Ihr es noch heutigen Tages sehen, schloß der Littauer, es liegt zu seinen Füßen. — Der Peter Muschkinis heirathete Barbara Jurkschuß, die reichlich von der Kadziwill'schen Familie ausgesteuert wurde und das Gefinde geschenkt erhielt. So lautet die wunderbare Geschichte, lieber Pan“.

Ich dankte ihm und habe mich später überzeugt, daß der frommen Barbara Liebeswerk in dem Sarge liegt. Ich betrachtete es voller Interesse, desgleichen die beiden fehlenden Lücken in dem violetten Mantel. „Um ein Stückchen Sammt“, hatten die beiden Mädchen sich vergangen, war Barbara reich und angesehen geworden. Was Wahrheit, was Dichtung sein mag, wer kann es sagen? —

Die alte, stille Kirche steht da im Wechsel der Jahre. Es heißt, daß sie dem orthodoxen Kultus geöffnet werden soll. Der Kadziwill ruht in seinem Gewölbe von seinem bewegten Leben aus. Und die Wolken eilen über das Dach des von ihm erbauten Gotteshauses, die Sonne spiegelt sich in den bunten Fenstern, Mond und Sterne ziehen darüber hin, wenn die Nacht friedlich über die schlummernde Erde nieder sinkt.





Kunstbriefe.

IX.

Nicht bloß die jetzigen „ältesten Leute“, sondern auch die demnächst darauf Anspruch erhebenden Bewohner der deutschen Reichshauptstadt erinnern sich oder werden sich erinnern können, je eine derartige erste Maihälfte erlebt zu haben. Jene nicht, weil hier zur Abwechslung einmal diese ersten Maiwochen einem nordischen Oktober glichen; diese nicht — nun diese deswegen nicht, weil sie, wofern Stand und Beruf dazu Anlaß gab, kaum jemals sonst soviel Fest- und Zweckessen mitgemacht, soviel stolze selbstbewußte Reden und begeisterte Trinksprüche gehört, gelesen, vielleicht auch selbst gehalten haben.

Ein eisenfester Magen, ein nervenstarker Kopf, eine geschmeidige Kehle gehörten dazu, um das auszuhalten, für alle diejenigen, die Alles mitmachen mußten.

Am 1. Mai fing es an mit der Eröffnung der unfertigen Gewerbe-Ausstellung, am 2. Mai erfolgte die Fortsetzung mit der 200jährigen Jubelfeier der Akademie der Künste und am 3. Mai war es mit der Eröffnung der großen Internationalen Ausstellung noch nicht zu Ende. Bei Leibe nicht. Denn jedes einzelne dieser Daten war nur der Ausgangspunkt einer ganzen Reihe von Festen in den betreffenden „Interessenten-Kreisen“, wie der herrliche Berliner Ausdruck hierfür lautet.

Bei allen drei Gelegenheiten war auch Kaiser Wilhelm II. dabei. Mit ganzem Herzen vielleicht nur am 2. Mai. Wenigstens ergriff er selbst das Wort nur an diesem Tage. Man konnte so drei Tage nach der Reihe einen guten Theil der Hofgesellschaft und der höchsten Regierungsbeamten besternt und goldgestickt bei einander sehen: unter der riesigen, ungemein stilvoll ausgestatteten Niesenkuppel des Haupt-Industriegebäudes im Dreptower Ausstellungspark; im herrlich geschmückten Rundsaal des Alten Museums; im prunkvollen Ehrensaal des Kunstpalastes beim Lehrter Bahnhof

Natürlich fällt es mir nicht ein, Ihnen alle diese Festlichkeiten zu schildern. Ich kann wohl sagen — Gott sei Dank ist das nicht meine Aufgabe. Wahrscheinlich haben Sie auch schon bis zum Ueberdruß davon gelesen

* * *

Aber bei der Feier, oder beim Gegenstand der Feier vom 2. Mai, dem Jubiläum der Königlich Akademie der Künste und der bei ihr bestehenden Hochschule für bildende Künste — ein Jubiläum, das genau eine Woche hindurch gefeiert wurde — muß ich sozusagen ex officio verweilen. Gern gäbe ich Ihnen einen kurzen historischen Ueberblick über die Entwicklung dieser Akademie, von den Tagen des prachtliebenden Königs Friedrich I. an, der, dem Vorbilde des Roi Soleil in Versailles folgend, für seine Hauptstadt eine Kunstakademie für nothwendig erachtete, bis in unsere Tage hinein, wo Kaiser Wilhelm II. soeben in seiner Festansprache auf ihre kunsterzieherische Bedeutung hinwies und mit großem Nachdruck gegen die modernen Richtungen Stellung nahm. Jedoch — das würde mich heute viel zu weit führen.

Nur soviel: glückliche Tage hat die zwei Jahrhunderte alte Akademie im Ganzen nur herzlich wenige gesehen: im vorigen Jahrhundert eigentlich nur unter ihrem Stifter und allenfalls wieder erst in dem letzten Jahrzehnt; in diesem vorübergehend unter Friedrich Wilhelm III. und dann seit 20 Jahren, wo sie im J. 1875 einer gründlichen Reorganisation unterworfen wurde und an die Spitze der Hochschule als Direktor Anton v. Werner

trat. Und doch erhielt sie sich und doch standen mitunter Männer an ihrer Spitze, wie Johann Gottfried Schadow und Daniel Chodowiecki . . . Eine wirklich führende und leitende Rolle hat sie allerdings nur sehr selten gespielt. Darin ging es ihr nicht anders, als den meisten Akademicien. Die Kunst will Freiheit zur vollen Entwicklung und auch das liberalste akademische Statut kann sie nur behindern. Auch heute noch vollzieht sich in Preußen, vollzieht sich im ganzen deutschen Reich das maßgebendste künstlerische Leben außerhalb der Akademicien und ihrer Kreise, wenngleich erste Kräfte für das Wirken an ihnen fast überall gewonnen werden konnten.

Falsch wäre es jedoch, wollte man deswegen die Bedeutung der Berliner Akademie herabsetzen, ihre Leistungen unterschätzen. Nicht die vielen Ansprachen und Reden, die wir während der Festtage vernommen, wären dafür maßgebend, sondern das sind Ausstellungen, die aus diesem Anlaß veranstaltet werden.

* *

Nicht nur Feste zu feiern galt es für die ehrwürdige Jubilarin, deren Geburtstag noch hinter dem des Königreichs Preußen zurückliegt und deren Gedenkfeier jetzt in dasselbe Jahr fiel, wo das neugeeinte Deutsche Reich das erste Vierteljahrhundert seines Bestehens festlich begehen konnte. Sie wollte eben gleichzeitig auch zeigen, was sie in diesem langen Zeitraum geleistet und gewirkt hat. Und wenn wir in diesen Tagen viel von ihrer äußeren Geschichte gehört und gelesen haben — den Illustrationen zu ihrer inneren Geschichte begegnen wir auf zwei Ausstellungen: auf der von Werken früherer und jetziger Lehrer und Schüler der Akademischen Hochschule in dem Gebäude der K. Akademie U. d. Linden und in der Historischen Abtheilung der Internationalen Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof. Zwei stattliche Ausstellungen: 14 Säle nimmt jene ein, 5 diese und — ungerechnet die zahlreichen Klassen-Artelieverarbeiten — begegnen wir auf der einen über 600, über 400 Katalognummern auf der anderen.

Daß solche Ausstellungen sehr dankenswerth, weil ungemein lehrreich sind, braucht wohl nicht erst nachgewiesen zu werden.

Zu bedauern ist bloß, daß sie nicht beide zu einer einzigen großen zusammengezogen wurden. Die Theilung ist überhaupt nicht ganz verständlich. Hüben wie drüben giebt's Arbeiten aus drei Jahrhunderten, finden wir dieselben Namen, können wir den gleichen Entwicklungsgang verfolgen. Nur daß im Kunstpalast am Lehrter Bahnhof der Gesamteindruck mehr ein solcher der Repräsentation ist, in dem alten Akademiebau dagegen einen Charakter des Intimen trägt, daß man hier mitunter einen Blick hinter die Kulissen thun kann. Zu bedauern ist ferner, daß wenn man schon einen historischen Ueberblick bieten wollte, nicht systematischer in der Anordnung vorging, die Anordnung der ausgestellten Kunstwerke und der Kataloge nicht der Entwicklungsperiode entsprechend ausführte. Ohne Mühe hätte das geschehen können, selbst bei der räumlichen Zweitheilung; dem Kunsthistoriker und dem kunstfreundigen Laien hätte man in gleicher Weise dann zu Dank gehandelt; jenem die Sache erleichtert, in Bezug auf diesen aber den Zweck überhaupt erst erreicht. Besonders draußen im Kunstpalast hängt Alles funterbunt durcheinander, Modernes und Altes, Unwesentliches und Bedeutendes

* * *

Nicht bloß intimer ist die Ausstellung der Akademie, sondern ihre Grenzen sind auch enger gezogen. Denn auf jener anderen, da begegnen wir auch den Werken solcher Künstler, die mit der Berliner Akademie nichts weiter verbindet, als ein ehrendes Mitgliedsdiplom. So erklärt es sich, daß wir dort, in der „Historischen Abtheilung“ der Internationalen Kunstausstellung, auf Namen stoßen, wie Pradilla und De Briendt, Miunkaczy und Anna Tadmara, Angeli und Kaulbach, Gallait und Antakowski, Defregger und Gebhard, v. Uhde und Böcklin, u. s. w. Viele von diesen Ehrengästen finden wir im Saal 9, dem größten der ganzen Ausstellung. Prächtige Pflanzenarrangements beleben ihn mit freundlichem Grün und Blumenzier, und inmitten dieses Gartens erhebt sich eine Kaiserbüste. Das Ganze beherrscht aber das im Größenverhältniß von 1:25 trefflich ausgeführte blüthenweiße Modell des Berliner Doms, an dem sie so rüstig arbeiten und den wir i. J. 1900 in seiner ganzen stolzen Pracht vollendet

daſtehen ſehen ſ. ſ. An der großen Hinterwand — A. v. Werners bekannter Entwurf zum Fries der Siegesſäule, jenes künstlerisch ſo ſchön, patriotiſch ſo warm empfundene Werk, das ſeinem Schöpfer ſo viel Ehre eintrug. Und wo wir ſonſt hinſehen — überall Altbekanntes: Menzel's „Krönung Wilhelm I.“, v. Werners „Kongreßbild“ und „Eröffnung des Reichstages durch Kaiſer Wilhelm II.“, Angeli's Bildniſſe Kaiſer Friedrich III. und ſeiner Gemahlin, Defregger's „Heimkehrender Tiroler Landſturm“, Scholtz's „Freiwillige von 1813“, Marr's „Deutschland 1809“, Schaper's Chriſtus für die Gedächtnißkirche, Antakofski's „Mephiſto“, W. Richter's Selbſtporträt mit dem Bildniſſe ſeines Kindes u. ſ. w. Auch in den nebenanliegenden Sälen ſtoßen wir auf viele Bekannte, auf zu viele, als daß man an ein Aufzählen denken könnte. Ich will daher lieber garnicht anfangen. Die Nationalgalerie, das Rathhaus, die Schlöſſer, die Privatgallerieen Berliner und auswärtiger Kunſtſammler, die Muſeen kunſtsinniger Städte des Deutſchen Reiches und ſogar des Auslandes — wie denn z. B. Hugo Vogel's ſchönes Gemälde „die Refugiés vor dem Großen Kurfürſten“ aus Prag hergeſchafft wurde — die Sammlungen verſchiedener Vereine — ſie alle liehen die koſtbaren Werke her, um ein möglichſt vollſtändiges Bild zuſammenzuſtellen von dem Kunſtſchaffen, das die Berliner Akademie ſelbſt übte und das ſie förderte und pflegte. Den Spuren des Rokoko und des Zopfes, des Klaſſizismus in Kompoſition und Ausführung zu Beginn unſeres Jahrhunderts, dem Ausdruck der ſentimentalen oder theatraliſchen Romantik, dem akademiſchen, obſchon mit großem Apparat arbeitenden Geſchichtsbilde, der Wahrheit anſtrebenden naturaliſtiſchen Studie, der Allegorie und der Anekdote, höflicher Schmeichelei und trozigem Volksgeiſte — dem ganzen buntschedigen Inhalt des künstlerischen Entwicklungsganges der letzten zwei Jahrhunderte begegnen wir an den Wänden dieſer Säle . . .

* * *

Quantitativ noch mehr bietet die Ausſtellung in dem Akademiegebäude ſelbſt. Sie nimmt 14 Säle in Anſpruch, von denen die Hälfte mit Klaſſen- und Atelierarbeiten angefüllt iſt — Altzeichnungen und Malereien, dekorativer Architektur und

Ornamentik, Landschaftstudien, Kompositionsaufgaben, Entwürfen u. s. w., aus der Gegenwart und aus den ehemaligen akademischen Zeichenklassen. Wie sehr die Berliner „Schule“, zum mindesten in unserem Jahrhundert, auf korrekte Zeichnung und möglichst naturwahre einfache Farbgebung ohne alles Experimentiren den Hauptnachdruck gelegt hat — davon überzeugt ein Rundgang durch die Säle und Kabinete 8—14 den, der früher nicht darauf geachtet. Anziehender für das Publikum ist aber gewiß der übrige Theil der Ausstellung, der zudem einigermaßen systematisch geordnet und mit dem Katalog in Uebereinstimmung gebracht ist, der gleichzeitig kurze Angaben über Geburts-, resp. Todesjahr des Künstlers und die Dauer seines Studiums an der Akademie bietet.

Viel Bekannten, aus Galerien, Museen, Privatsammlungen und von früheren Ausstellungen her Bekannten begegnen wir natürlich hier, wie auch im Kunstpalast. Sehr verlockend wäre es, näher auf beide Ausstellungen einzugehen. Denn trotz mancher Lücken und Unvollkommenheiten, bieten sie des Anregenden so viel, daß man immer wieder sich versucht fühlt, bei den einzelnen der durch sie gekennzeichneten Perioden sinnend und prüfend, vergleichend und analysirend längere Zeit zu verweilen.

In dem engen Rahmen dieses Briefes muß ich mir aber das versagen. Ich kann nur diejenigen meiner Leser, die demnächst etwa auf ihrer Sommerreise Berlin berühren, auf diese beiden Ausstellungen ausdrücklich aufmerksam machen.

Und auch über die internationale Ausstellung heute nur ein paar Worte. Im Herbst wird sich Gelegenheit bieten ihr eingehendere Aufmerksamkeit an dieser Stelle zu widmen.

Es ist die dritte internationale Kunstausstellung, die Berlin veranstaltet. Die erste fand gerade vor 10 Jahren statt, anläßlich der Säkularfeier der ersten akademischen Jahresausstellung, die damals der Minister von Heiniz ins Leben rief; die zweite 1891 zur Feier des 50jähr. Bestehens des Berliner Künstlervereins. Diese dritte ist dem 200jähr. Jubiläum der K. Akademie gewidmet.

Numerisch und in Bezug auf die Ausstattung ist noch keine so glänzend ausgefallen. In den zu diesem Zweck theilweise ganz bedeutend umgebauten ca. 70 Sälen und Kabinetten sind — die

hiſtoriſche Abtheilung natürlich nicht mitgerechnet — gegen 3400 Gemälde, Stiche, Radirungen, Zeichnungen, Bildwerke und architektoniſche Entwürfe zuſammengetragen worden. Sie vertreten ſo ziemlich alle Kunſtſtätten der heutigen Kulturwelt. Nur Japan fehlt und dann — das iſt geradezu unerhört — die Münchener Seceſſion! Sie, die unſtreitig an der Spitze des deutſchen Kunſtlebens unſerer Zeit ſteht, ſie, die allzeit im Stande, den Wettbewerb mit den beſten Leiſtungen des Auslandes aufzunehmen — ſie hat ſich an dieſer Jubel- und Feſtausſtellung nicht betheiligt. Frappanter läßt ſich die Stellung wahrhaft freier Kunſt gegenüber geſchloſſenen Koterieen und akademiſchen Zentren kaum kennzeichnen. Nicht als ob ſie ſich von vornherein von der Sache ausgeſchloſſen hätte. Keineswegs. Aber das Comité verſagte der Seceſſion die Berücksichtigung ihrer ſtolzen, aber ſicher berechtigten Ansprüche auf bevorzugte Räume. Und ſo zogen ſich Diejenigen inſgeſamt zurück, die ja heute von allen Einſichtsvollen als die berufenſten und ehrenreichſten Vertreter deutſcher Kunſt anerkannt werden. . . .

Ein häßlicher Mißton in dem ſonſt ſo farbenleuchtenden und gabenreichen Kunſtfrühling, den dieſes Jahr die deutſche Reichshauptſtadt gebracht hat.

Berlin, im Mai.

J. Norden.





Litterarische Streiflichter.

Wie wir schon früher einmal bemerkt haben, macht sich neuerdings in Frankreich eine günstigere Auffassung und Beurtheilung Napoleon I. bemerkbar, als deren Hauptvertreter Hr. Masson betrachtet werden kann. Natürlich fehlt es auch nicht an Gegenstimmen, die in mannigfacher Weise die früheren Aufklagen gegen den corſiſchen Imperator wiederholen oder neue formuliren. Von Anhängern und Gegnern Napoleon I. werden dann auch in mehr oder weniger eingehenden Schilderungen die einzelnen Angehörigen des zahlreichen Bonapartischen Familienkreises behandelt und in ihren Beziehungen zu dem alle überragenden großen Familienhaupte dargestellt. Mit der ersten Gemahlin Napoleon I beschäftigt sich das Buch von Joseph Turquan: Die Generalin Bonaparte, übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein.*) Turquan ist von einer für Josephine sehr ungünstigen Gesinnung erfüllt, während er in der Beurtheilung Bonapartes große Mäßigung und Unparteilichkeit zeigt. Er erklärt, er wolle die volle Wahrheit über Josephine, rückhaltlos alles sagen und nach diesem Grundsatz verfährt er denn auch in seinem Buche; mit rücksichtsloser Offenheit schildert er Josephinens moralische Fehltritte und Schwächen, ihre Liebſchaften, ihren Leichtſinn, ihre Eitelkeit, ihre Oberflächlichkeit und ihre Unbildung und bricht erbarmungslos über sie den

*) Leipzig. Verlag von Schmidt u. Günther. 4 M. 60 Pf.

Stab. Dazwischen kann der Autor aber doch nicht umhin, manche guten Seiten an der Angeklagten hervorzuheben, so ihre Klugheit, ihre Liebenswürdigkeit, ihr wohlwollendes Herz. Ein Mangel des Buches ist jedenfalls, daß darin nicht, wenigstens einleitungsweise, die Jugendgeschichte Josephinens, ihre Heirath mit dem General Beauharnais und ihre Schicksale nach dessen Hinrichtung dargestellt werden, denn zu einer gerechten Beurtheilung ihres Charakters und ihres Verhaltens als Gemahlin Bonapartes ist die Kenntniß ihres früheren Lebens durchaus unentbehrlich. Auch in Turquans Buche tritt dem Leser die leidenschaftliche Liebe Napoleons zu Josephine lebendig entgegen; man sollte es kaum für möglich halten, daß es eine Zeit gegeben, in der das später in hartem Egoismus erstarrte Herz des Corsen so heißer Zuneigung fähig gewesen ist; er hat Josephinen viel vergeben und nachgesehen, mehr als irgend einem andern Menschen. Neue, bisher unbekannte Quellen hat Turquan für seine Darstellung nicht benutzt und eine kritische Prüfung der von ihm verwendeten Memoiren und Berichte hat er nicht vorgenommen; es ließen sich gegen manches von ihm Erzählte begründete Einwendungen erheben. Aber wenn auch alles Mitgetheilte vollkommen richtig und sicher beglaubigt wäre, sein Urtheil über Josephine würde doch hart und ungerecht sein. Man darf niemals vergessen, daß sie eine Creolin war, mit allen Eigenschaften und Fehlern dieser Mischrace, daß sie ohne jede moralische Erziehung aufwuchs, daß sie daher ohne jeden innern und äußern sittlichen Halt war und daß sie, so geartet, mitten in die, durch die Revolution in sittlicher Beziehung völlig aufgelöste französische Gesellschaft hineintrat, eine Gesellschaft, welche von der Heiligkeit der Ehe gar nichts mehr wußte und die schrankenlose Freiheit des Individuums als obersten Grundsatz proklamirte. Wie hätte sie bei ihrem Naturell sich da von den sittlichen Verirrungen der Zeit freizuhalten vermocht? Es ist nicht gerecht, den schwachen Einzelnen da nach der Strenge des Sittengesetzes zu beurtheilen, wo vielmehr eine ganze Zeit und Gesellschaft zu verurtheilen ist, und historisch ist es auch nicht. Auch hat es etwas Grausames im Unritterlichen, die Fehltritte einer Frau, die niemals auf die Verhältnisse des Staates einen Einfluß ausgeübt, rücksichtslos ans Licht zu ziehen und ihr Privat-

leben zum Zwecke der Anklage zu durchforschen; bei einer mächtigen Herrscherin ließe sich das allenfalls rechtfertigen. Im Uebrigen enthält Turquans Buch viel interessantes Material zur Kenntniß der Familienverhältnisse Napoleons und seiner Geschwister. Ein zweiter Theil soll Josephinens Leben als Kaiserin behandeln.

Ein Gegenstück zu den unlängst von uns besprochenen Jugenderinnerungen des Professors Nikitenko ist das soeben in einer Volksausgabe erschienene Buch von Heinrich Hansjakob: *Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen.**) Der Verfasser, katholischer Geistlicher in Freiburg im Breisgau, schildert in diesem Buche seine Kinder- und Jünglingsjahre bis zum Abgange auf die Universität. Angeregt ist er zur Aufzeichnung seiner Erinnerungen durch Fritz Reuters Schilderung: *meine Vaterstadt Stavenhagen* und durch Bogumil Goltz' Buch *der Kindheit*, aber was er bietet, ist ganz originell und selbständig. Hansjakobs Schilderungen sind frisch, lebendig und anschaulich, er hat die Natur des Kindesalters so tief erfaßt und zur Darstellung gebracht wie kaum ein anderer seit B. Goltz. Auf dessen herrliches, ebenso tief sinniges wie poesievolles Buch, das heute leider so gut wie vergessen ist, sei bei dieser Gelegenheit mit allem Nachdruck hingewiesen; jeder, der noch irgend ein Gefühl aus der Paradieseszeit des Lebens sich bewahrt hat, wird es mit Freude und Bewegung lesen.

Hansjakob hat die Erinnerungen an das Paradies der Kindheit als kostbaren Schatz in seinem Innern bewahrt und mit warmer und schmerzlicher Sehnsucht denkt er an die verschwundene Kindheit und Jugend zurück. Er ist ein Mann von lebendiger Phantasie, sonst hätte er alle die kleinen Erlebnisse seiner Kindheit nicht so treu im Gedächtniß behalten und so lebenswahr zu schildern vermocht, er besitzt dabei eine große Frische der Auffassung. Es sind durchaus keine außergewöhnlichen Begebenheiten, es sind vielmehr ganz alltägliche und gewöhnliche Verhältnisse und Jugenderlebnisse, welche er erzählt, und doch hört man ihm mit wahren Vergnügen zu und gedenkt dabei wehmüthig der eigenen Jugendzeit. Aus dem Buche spricht ein warmes Gemüth und ein köst-

*) Heidelberg. Georg Weiß' Verlag. 1 M. 80 Pf.

licher Humor, man spürt es überall, daß der Verfasser eine ursprüngliche Natur ist. Und wie der Inhalt ist auch die Form kunstlos, einfach, volksthümlich und anspruchslos. Hansjakobs Schilderung seiner Vaterstadt Haslach ist köstlich, die verschiedenen Bewohner derselben treten uns lebhaftig vor Augen; die Darstellung des revolutionären Taumels, der 1849 auch die Haslacher ergriff, ist ein Meisterstück echten Humors. Sich selbst schildert der Autor durchaus nicht in idealem Lichte, er berichtet getreulich von seinen Unarten und dummen Streichen, wie er denn überhaupt sich von jeder Sentimentalität und Ueberschwänglichkeit völlig fernhält. Ein Buch wie das vorliegende ist eine wahre Erquickung, besonders in einer Zeit, wo in der Litteratur das Unnatürliche, Gespreizte, Verschrobene und Unwahre vorherrscht. Nur in ein paar unnützen Ausfällen auf die Frauen macht sich der katholische Priester geltend, im Uebrigen tritt weder Stand noch Confession des Verfassers irgendwie auffallend oder gar störend hervor. So sei denn das prächtige Buch allen, die der eigenen Jugendzeit mit Liebe gedenken, aufs wärmste empfohlen.

Einer der eifrigsten Mitarbeiter der „Grenzboten“ ist der frühere altkatholische Pfarrer — ob er es noch ist, wissen wir nicht — Carl Zentsch in Meisse. Die meisten seiner in der Leipziger Zeitschrift veröffentlichten Aufsätze sind dann später gesammelt und vermehrt in Buchform erschienen, so seine geschichtsphilosophischen Gedanken, sein nationalökonomisches Werk: *Weder Communismus noch Capitalismus* und einige kleinere Arbeiten. Jetzt nun ist Carl Zentsch mit einer populären Volkswirtschaftslehre: *Grundbegriffe und Grundgesetze der Volkswirtschaft**) hervorgetreten. Er bestimmt seine Arbeit zunächst für Volksschullehrer, für höhere Schulen, auch für Studierende, überhaupt und Jedermann aus dem Volke. Für eine wissenschaftliche Kritik des Buches ist hier nicht der Ort, auch ist das nicht unseres Berufes; hier soll nur der Eindruck wiedergegeben werden, den es auf den wissenschaftlich gebildeten Laien macht. Zentsch zeigt eine bewunderswerthe Kenntniß der einschlägigen Fachlitteratur und versteht es ausgezeichnet, die schwierigsten Pro-

*) Leipzig. Fr. Wihl. Grunow. 2 M. 50 Pf.

bleme der Nationalökonomie klar und faßlich darzustellen. Er hält niemals mit seiner Ansicht zurück und kritisiert ohne Rücksicht auf Parteien und Autoritäten. Es ist der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes, den der Verfasser durchweg vertritt, eine gewisse Nüchternheit der Auffassung tritt uns überall entgegen; von Roschers Tiefe findet sich hier nichts. Aber seine Aufgabe, eine populäre Volkswirtschaftslehre zu liefern, löst Zentsch in sehr befriedigender Weise, er giebt dem Laien eine wirklich verständliche Belehrung über alle wichtigen Fragen der Nationalökonomie. Eine ganz andere Frage ist es, ob alle seine Ansichten und Urtheile richtig und wohlbegründet sind, ob sie nicht vielfach berechtigten Widerspruch hervorrufen müssen. Bei den politischen Parteien, namentlich denen der Rechten, wird Zentsch wohl wenig Zustimmung finden. Er ist ein entschiedener Gegner der Agrarier und der nationalen Wirtschaftspolitik, er ist auch Gegner der Schutzzollpolitik des Fürsten Bismarck und steht im Wesentlichen auf freihändlerischem Standpunkt, er ist ein Anhänger der Goldwährung und entschiedener Widersacher des Bimetallismus, auch der Staats-socialismus hat an ihm keinen Anhänger; den jetzt gewöhnlichen heftigen Angriffen auf die Börse stimmt er keineswegs zu, ist aber andererseits auch kein unbedingter Vertheidiger des Capitalismus à la Stumm. Man wird in allen diesen Fragen vielfach ganz anderer Ansicht sein als Zentsch und kann doch gern seine klaren Auseinandersetzungen zu erneuter Prüfung anhören. Eines scheint uns jedenfalls sicher: den begründeten Forderungen und Klagen der Landwirthe wird er nicht gerecht. Ob bei der jetzigen Parteizerrissenheit und Parteiherrschaft in Deutschland ein so leidenschaftsloses und einen ganz bestimmten individuellen Standpunkt vertretendes Buch wie das vorliegende auf weitere Kreise Einfluß ausüben wird, das müssen wir dahingestellt sein lassen. Gelesen zu werden verdient es von Allen, die, ohne fachmännisch gebildet zu sein, sich über die wichtigsten Punkte der Nationalökonomie zu unterrichten wünschen, aber es muß mit selbständigem Urtheil und eigenem ernstem Nachdenken geschehen.

Einen Beitrag zur politischen Litteratur liefert Rudolph Meyer in seinem Buche: Hundert Jahre conservativer Politik und Litteratur, von dem zunächst

der erste Band: Litteratur vorliegt. *) N. Meyer war ein in der ersten Hälfte der siebziger Jahre sehr bekannter agrar-politischer Schriftsteller, er nahm unter den gegen die liberale Wirthschafts- und Kirchenpolitik des Fürsten Bismarck frondirenden Conservativen eine hervorragende Stellung ein; namentlich sein Werk: der Emanzipationskampf des vierten Standes machte vieles Aufsehen, wurde viel gelesen und viel bekämpft. Als er wegen Beleidigung des Fürsten Bismarck zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt wurde, floh er nach Oesterreich und wurde hier durch seine Beziehungen zu dem Grafen E. Belcredi und andern Feudal-Aristokraten der geistige Vater der österreichischen Agrarconservativen. Später ging N. Meyer nach Amerika, kehrte von da nach einigen Jahren aber wieder nach Oesterreich zurück. Er steht noch heute auf altconservativem Standpunkt im Geiste der Kreuzzeitung zur Zeit H. Wagners, hat aber im Einzelnen viele eigenthümliche und absonderliche Anschauungen. Einen Mann solcher Art über das vergangene Jahrhundert conservativer Politik sich äußern zu hören ist immerhin von Interesse. Der vorliegende erste Band enttäuscht aber einigermaßen die Erwartungen, wenn man ihn in die Hand nimmt. Man sollte nach dem Titel voraussetzen, daß darin eine zusammenfassende Uebersicht über die conservative Litteratur geboten werden oder eine kritische Würdigung der bedeutendsten conservativen Schriftsteller und ihrer Theorien gegeben werden würde. Allein das ist nicht der Fall, der Verfasser stellt vielmehr eine bedeutende Anzahl von Lesefrüchten aus früheren conservativen Schriftstellern zum Beweise dafür zusammen, daß er in seinen politischen Ansichten und Schriften gar nichts Neues gelehrt und vertreten, sondern ganz auf dem Standpunkt der alten Conservativen stehe. Unter den von Meyer gegebenen Auszügen aus älteren Autoren findet sich ja manches Interessante, leider aber sind sie nicht in chronologischer Reihenfolge zusammengestellt, darauf aber wäre es vor Allem doch angekommen. Das Interessanteste an dem Buche sind die anhangsweise beigelegten politischen Briefe und Aufsätze von H. Wagner. Sie lassen es wieder einmal erkennen, was für ein kluger und hervorragend begabter Politiker Wagner war,

*) Wien und Leipzig, Verlag „Austria“ Franz Doll in Wien. 5 B. 30 Pf.

beweisen aber zugleich auch, welch ein fester und ehrenwerther Charakter dieser Mann gewesen ist, den einst Lasfer im Parteiinteresse so schändlich und ungerecht angegriffen und moralisch zu vernichten gesucht hat. Der zweite Band von H. Meyers Werk, der die Politik behandeln soll, wird uns wohl mit den Anschauungen und den Resultaten der langjährigen politischen Erfahrung des Verfassers eingehender bekannt machen.

Es ist uns eine Freude darauf hinweisen zu können, daß soeben von Victor Hehns *Italien* eine neue, die fünfte Auflage erschienen ist, die an der Spitze des Buches: *Lebensnachrichten über den Verfasser* aus der Feder Professor G. Dehios bringt.*) Die neue Auflage beweist, daß das vortreffliche Buch auch nach dem Tode seines Verfassers der Werthschätzung der wahrhaft Gebildeten sich zu erfreuen fortfährt. Unter den drei hervorragenden Werken Hehns hat „*Italien*“ ohne Frage die weiteste Verbreitung gefunden und seines Verfassers Namen am meisten bekannt gemacht. In diesem Buche vereinigen sich Geist, Kenntniß, feine Beobachtung, starke Subjectivität mit einer so vollendeten Form, daß das Ganze ein wirkliches Kunstwerk ist oder, wie E. Hirzel es treffend bezeichnet, das Werk eines Klassikers. Es wäre eine höchst anziehende und belehrende Aufgabe die 25 Jahre früher geschriebenen, jetzt veröffentlichten „*Reisebilder aus Italien*“ nach Auffassung und Darstellung mit dem Werke aus Hehns reifem Alter zu vergleichen, es würden sich dabei die interessantesten Beobachtungen machen und tiefe Einblicke in die geistige Entwicklung Hehns thun lassen. Sehr richtig bemerkt Dehio, daß auch die Jugendaufzeichnungen eine bewundernswürdige Formvollendung zeigen. In den Lebensnachrichten giebt Dehio eine bei aller Kürze und Gedrängtheit vorzügliche biographische Skizze und Charakteristik von V. Hehn; sie ist auch in der Form des Meisters würdig, dessen Buch sie einleitet. Wie konnte dem Verfasser aber die häßliche Wortform „*Schriftstellerwerk*“ S. 33 aus der Feder fließen? Die wesentlichen Züge von Hehns Charakter hat Dehio vollkommen richtig erfaßt und formulirt, richtiger in mancher Beziehung als es in der ausführlichen Biographie Hehns

*) Berlin. Gebrüder Bornträger.

geschehen ist. In einem umfassenden Charakterbilde W. Hehns würde natürlich Manches zu ergänzen, Anderes eingehender zu begründen sein. Wenn Dehio Hehn als echten Aristokraten charakterisirt, so ist das gewiß zutreffend, aber es wird damit doch nicht etwas ihm spezifisch Eigenes ausgesagt, da im Grunde alle gebildeten Balten aristokratisch denken und fühlen; daß die Eigenthümlichkeit bei Hehn in dem demokratischen Berlin besonders hervortrat, ist begreiflich. Nicht genug betont wird in allen bisherigen Darstellungen, daß W. Hehn im tiefsten Grunde Kosmopolit war und im Wesentlichen bis an sein Ende geblieben ist. Diese seine internationale Stellung hat ihre Wurzeln in seiner ästhetischen Weltanschauung, mit der er ganz auf dem Boden der Klassiker stand; er empfand und dachte deutsch, fühlte sich selbst aber als Weltbürger und daneben als Livländer. Das hier Gesagte gilt durchaus für die Zeit bis zu seiner Uebersiedlung nach Berlin, ob auch für die spätere, vermag ich nicht zu entscheiden, glaube aber, daß Hehn seinen Standpunkt im Wesentlichen nicht verändert hat. Den besten und unwiderleglichsten Beweis dafür, daß Hehn keine entschieden nationale Stellung einnahm, bietet allein schon das Kapitel: *pro populo italico* in dem Buch über Italien; kein Italiener, kein Franzose oder Engländer hätte in der Art sein eigenes Volk zur Verherrlichung eines fremden herabgesetzt, wie Hehn es hier thut. Hr. Wischer hat ihm seiner Zeit keineswegs unbegründete Vorwürfe darüber gemacht und was er gegen Hehns nationale Stellung bemerkt, ist größtentheils sehr treffend. Ferner müßte entschiedener als bisher betont werden, daß Hehn eine überwiegend passive Natur war, er ließ die Dinge an sich herankommen und hatte wenig Neigung sie nach seinem Willen zu zwingen. Endlich ist noch nicht scharf genug ein Zug an ihm hervorgehoben worden, der doch zu den charakteristischsten Eigenthümlichkeiten seines Wesens gehört: die Neigung zur Ironie und zum Sarkasmus, die sich mit den Jahren steigerte und ihn, namentlich in Briefen, auch über gute Freunde und Bekannte manche Aeußerung thun ließ, die im Grunde nicht so schlimm gemeint, nur daraus sich erklären lasse, daß er dieser Neigung die Zügel schießen ließ. Noch manche andere bisher nicht genügend hervorgehobene Charakterzüge zur Vervollständigung des

Bildes von W. Hehns geistiger Persönlichkeit müssen wir an dieser Stelle leider übergehen. Es wird immer zu beklagen sein, daß Hehn seine große Goethebiographie, insbesondere seine umfassende Darstellung der Goetheschen Poesie, nicht zu Ausführung gebracht hat. Die Gedanken über Goethe sind dafür doch kein vollgiltiger Ersatz, sie zeigen vielfach Spuren des Alters und entbehren zum Theil der Frische, welche eine Ausführung des früheren Planes gezeigt hätte; auch sind sie ja leider unvollendet geblieben. Was er geleistet hätte, davon giebt der ausgezeichnete Kommentar zu Hermann und Dorothea, der aus dem Nachlaß veröffentlicht worden ist, eine deutliche Vorstellung. Hehns nachgelassene Arbeiten auf dem Gebiete der Litteratur verdienen es durchaus, mag auch Einzelnes darin veraltet, Anderes nur lückenhaft erhalten sein, veröffentlicht zu werden. Dagegen stimmen wir Dehio ganz bei, daß eine andere Veröffentlichung aus Hehns Nachlaß besser unterblieben wäre; er selbst wäre mit der Herausgabe seiner Kollektaneen, zumal wenn sie ohne alle Sichtung geschieht, sicherlich übel zufrieden gewesen. Beiläufig sei ein kleiner Irrthum in Bezug auf die aus der Petersburger Zeit stammenden in dem Nachlaße erhaltenen Vorträge über verschiedene wissenschaftliche Gegenstände berichtigt. Auch Dehio sagt, sie seien in der Akademie der Wissenschaften gehalten worden. Das ist unrichtig. Hehn war garnicht Mitglied der Akademie, wie hätte er also in ihr Vorträge halten können, auch wäre die Akademie gewiß nicht der Ort für den Vortrag populär wissenschaftlicher Abhandlungen gewesen. Diese Vorträge sind vielmehr in einem privaten Kreise von Gelehrten, zu denen allerdings auch mehrere hervorragende Akademiker gehörten, in dem auch G. Berkholz Mehreres vortragen hat, gehalten worden. Berkholz' geschieht auch bei Dehio anerkennende Erwähnung, aber doch nicht so, daß aus dem über ihn Gesagten die ganze Bedeutung des seltenen Mannes den Fernerstehenden ersichtlich wäre. In allen bisherigen Charakteristiken und Biographien W. Hehns erscheint G. Berkholz als eine, wenn auch bemerkenswerthe, Nebenfigur, er dient gewissermaßen zur Folie für die glänzende schriftstellerische Persönlichkeit des Freundes. Dabei kommt er aber gar nicht zu seinem vollen Rechte; er war ein Gestirn mit eigener Bahn, nicht bloß,

wie es scheinen könnte, der Trabant eines anderen Himmelskörpers. An Geist und genialer Begabung wie an gelehrten Kenntnissen stand Berkholz Hehn gleich, in manchen anderen Eigenschaften überragte er ihn, wenn er dem Freunde auch in schriftstellerischem Talente nachstand. Wenn Dehio unter den „baar ausgemünzten Leistungen“ gelehrte Werke, in Büchern niedergelegte Forschungen versteht, so trifft das von ihm ausgesprochene Urtheil im Wesentlichen zu. Aber bei uns Balten giebt es noch eine Art werthvoller Leistungen und tief eingreifender Wirkungen: der bedeutende geistige Einfluß, der hervorragende Persönlichkeiten auf die Stadt in der sie leben, auf dies baltische Land überhaupt ausüben. Eine solche erfolgreiche Wirksamkeit hat Berkholz fast 25 Jahre hindurch in Riga und weit darüber hinaus ausgeübt und es ist die Frage, ob eine solche Lebensverwendung nicht doch höher zu veranschlagen ist, zumal unter unseren Verhältnissen, als ein noch so gelehrtes Werk mit neuen Forschungsresultaten. Daß ein Mann wie G. Berkholz in Riga nicht mehr vorhanden ist, das macht sich direct und indirect immer wieder fühlbar. Doch wir brechen ab, da wir uns schon allzuweit von dem Gegenstande unserer Besprechung entfernt haben. Gewundert hat es uns, daß Dehio den Leser nicht, wenn auch nur in einer Anmerkung, zu weiterer Belehrung auf die Schriften von Schrader und Schieman verweist. Möge denn B. Hehns klassisches Buch weiter hinausgehen in die Kreise aller Gebildeten, möge Jeder, der es noch nicht kennt, sich zu herrlichem Genuß darin vertiefen, möge es endlich in einer Zeit mangelnden Sprachgefühls und sprachlicher Verwilderung der jetzigen Generation zum Bewußtsein bringen, was Reinheit und Schönheit der Sprache ist.

Von neuen belletristischen Erscheinungen heben wir zunächst *Isolde Kurz Italienische Erzählungen**) hervor. Die Verfasserin, eine Tochter des trefflichen, noch immer nicht nach Gebühr gewürdigten schwäbischen Dichters und Erzählers Hermann Kurz, hat sich schon durch eine Sammlung von Gedichten, durch Märchen und Novellen bekannt gemacht. Die vorliegenden Erzählungen sind Novellen im alten, ursprünglichen Sinne, d. h.

*) Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. 4 M.

sie behandeln meist ungewöhnliche, seltene Begebenheiten. Aus dem Buch tritt uns ein bedeutendes Talent entgegen, das mit fast männlicher Kraft die Charaktere zeichnet. Wir stoßen auf nichts Schwankendes oder Phrasenhaftes, die Schilderungen sind klar, fest und anschaulich. Dazu kommt eine ungewöhnliche Beherrschung der Form, man bemerkt, daß die Verfasserin mit Erfolg Paul Heyse und andere Meister der Erzählungskunst studirt hat. J. Kurz zeigt ein tief eindringendes Verständniß des italienischen Frauencharakters, namentlich in seinen Schwächen, das erkennt man besonders in der Erzählung „die Glücksnummer.“ Neben diesen Vorzügen machen sich auch einzelne Mängel bemerkbar: die Verfasserin hat eine Neigung für das Grelle und Wespenstiche, überhaupt für das Phantastische, sie führt die Erzählungen mehrfach nicht zu einem harmonischen Abschluß, sondern endigt mit einer grellen Dissonanz. Das gilt besonders von den Erzählungen „Mittagszauber“ und „ein Räthsel.“ Das beste Stück der ganzen Sammlung ist „Pensa“, die Geschichte eines armen unwissenden Landmädchens, das unerwidert einen jungen Arzt liebt und, um seine Zuneigung zu gewinnen, die größten Thorheiten, ja zuletzt Diebstahl begeht; hier ist der tragische Ausgang wohl motivirt. Am wenigsten befriedigt die erste Erzählung „Schuster und Schneider“, der darin auftretende Baron zeigt directen Einfluß Paul Heyses, ja läßt sich noch weiter auf Ludwig Tieck zurückführen. Diese deutsche Lydia, die in Folge des Verlustes eines seit Jahren gemeinsam zusammengesparten Kapitals und aus Furcht vor künftiger materieller Noth dem geliebten Bräutigam entsagt und einen anderen zu heirathen beschließt, ist eine sehr unsympathische Gestalt; wie hoch steht die arme Pensa über ihr! Wenn J. Kurz das Grelle und Absonderliche mehr meidet, wenn sie in ihren Dichtungen nach voller und reiner Harmonie strebt und sich vor einem allzu herben Realismus der Darstellung hütet, dann wird sie eine der ersten Stellen unter den deutschen Erzählern der Gegenwart einnehmen; ihr bedeutendes Talent läßt bei strenger Selbstkritik Hervorragendes von ihr erwarten.

Ganz anderer Art ist das Buch von Johannes Henatus: Rudolf von Barga, der Schenk zu Saas

[e d. Ein thüringer Lebensbild aus dem dreizehnten Jahrhundert. *) Wie schon der Titel lehrt, ist es ein historischer Roman, der uns darin geboten wird; an die Person Rudolf von Burgulas wird eine Reihe von kulturgeschichtlichen Bildern geknüpft, in denen die glänzende Zeit Thüringens in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts dem Leser vorgeführt wird. Landgraf Hermann und der ihn umgebende Kreis von Sängern auf der Wartburg wird geschildert, namentlich die sympathische Gestalt Walthers von der Vogelweide und seine unglückliche Liebe, die heilige Elisabeth, ihr Beichtvater, der furchtbare Fanatiker, Konrad von Marburg, der Gegenkönig Heinrich Raspe und viele andere Ritter und Geistliche ziehen an uns vorüber. Bisweilen wird uns mehr geschichtliche Erzählung als Roman geboten und in dem Streben recht viel historische Momente zu verwerthen, ist es dem Verfasser nicht immer gelungen, sie dichterisch zu gestalten. Das Quellenverzeichnis in der Vorrede, das doch nur recht uneigentlich so genannt werden kann, hätte ruhig fortbleiben können, ein historischer Roman ist doch keine Geschichte. Das Unternehmen des Verfassers soweit abliegende Zeiten und Menschen der Gegenwart in dichterischer Veranschaulichung und Verkörperung vorzuführen, verdient gewiß alle Anerkennung; manches ist nur stark modernisirt und die Darstellung etwas zu weich für die Schilderung so kraftvoller Persönlichkeiten und wild bewegter Zeiten. Immerhin ist das Buch zu empfehlen, insbesondere Frauen und der Jugend wird es eine ansprechende und belehrende Lektüre gewähren. H. D.

* * *

Bei der Redaktion der „Balt. Mon.“ sind ferner nachstehende Schriften zur Besprechung eingegangen:

Turquan, Joseph, Die Kaiserin Josephine. Uebersetzen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Leipzig, Schmidt und Günther.

Wilbrandt, Ad., Vater und Sohn und andere Geschichten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.

Fischer, Kuno, Kritische Streifzüge gegen die Unkritik. (Kleine Schriften 4. Bd.). Heidelberg, C. Winter.

*) Leipzig. H. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhmé) 4 M. 50 Pf.

Dalton, H., Der allgemeine evangelisch-protestantische Missions-Verein. Ein Wort der Abwehr. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Gernet, A. v., Forschungen zur Geschichte des baltischen Adels. Zweites Heft: Die Anfänge der livländischen Ritterschaften. Reval, Fr. Kluge.

Gallwitz, H., Eine heilige allgemeine christliche Kirche. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.

Heischmann, D., Wie kommt der Kleinbauernstand zu wirtschaftlich tüchtigen Hausfrauen? Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.

Carey, P. N., Merle's Kreuzzug oder gegen den Strom. Autorisirte Uebersetzung. Gotha, G. Schloßmann.

Yonge, M., Die sechs Riffen. Aus dem Englischen v. Eleonore Fürstin Neuß. Gotha, G. Schloßmann.

Lamprecht, H., Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft. Berlin, H. Gaertner's Verlag.

Müsch, Dr. W., Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst in höheren Schulen. Berlin, H. Gaertner's Verlag.

Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst. I. Jahrg. Nr. 2. Dessau, Rich. Kahle's Verlag.

Höhne, Heinrich, Warum gute Concerte in Riga so schwach besucht werden etc. Ein Mahnwort. Riga, Häcker.





Die Vier-Kleur von Transvaal.

Nationalhymne der Buren.

Aus dem Burendialekt übertragen von Guido Eckardt.

Hoch walzt nun wieder über'm Land
Das Banner viergestreift,
Und weh' der gottvergeßnen Hand,
Die sich an ihm vergreift!
Wir trafen sie mit sichrem Schlag,
Der Feinde mächt'ge Zahl —
Nun blaut der Freiheit lichter Tag
Uns Brüdern von Transvaal!

Manch böser Sturm hat Dich zerzaust
Du ehrenfest Panier!
Doch wie die Wetter auch gebraust,
Wir hielten treu zu Dir.
Wie lechzten sie nach unsrem Blut
Und sannnen feig auf Raub —
Der Britten, Löwen, Kaffern Brut —
Nun liegen sie im Staub!

Wir traten vor den Britten hin
Friedliebend Jahr um Jahr:
„Nichts Böses haben wir im Sinn,
Laßt uns, was unser war.“
Doch groß und größer wuchs die Schuld,
Sie schmäheten Recht und Ehr',
Vorüber war's mit der Geduld,
Wir griffen zum Gewehr.

Die Hilfe Gottes brach das Joch,
 Und England lag besiegt —
 Seht wie die Flagge stolz und hoch
 Sich nun in Lüften wiegt!
 Manch braver Held ward hingerafft —
 Euch traf es doppelt heiß —
 Der Herr verlieh uns solche Kraft,
 Ihm sei nun Dank und Preis!

Hoch walle wieder über'm Land
 Du Banner viergestreift —
 Und weh' der gottvergesnen Hand,
 Die sich an Dir vergreift!
 Wir trafen sie mit sich'rem Schlag,
 Der Feinde mächt'ge Zahl —
 Nun blaut der Freiheit lichter Tag
 Uns Brüdern von Transvaal!



PL $\frac{A}{51}$ 43,6

Дозволено цензурою. Рига, 27 Мая 1896 г. — Buchdruckerei F. Kauf, Riga.

—
Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Dieböhl.